C. Rinzmann Bonn 74.

David Friedrich Strauß

in seinem Leben und seinen Schriften

geschildert

von

Eduard Zeller.

Bonn,

Verlag von Emil Strauß.

1874.

Vorwort.

Unmittelbar nach dem Tode des Mannes, dessen Andenken diese Blätter gewidmet sind, wurde ich von der Redaktion des Schwäbischen Merkurs gebeten, für ihre Zeitung einen Nekrolog desselben zu schreiben. Ich versprach es, nur mußte ich mir, durch anderweitige Verpflichtungen für die nächste Zeit abgehalten, eine etwas längere Frist ausbedingen. Als ich nun aber in den letzten Osterferien an die Ausführung gieng, überzeugte ich mich bald, daß ich meine Darstellung, wenn sie mich selbst nicht allzu unbefriedigt lassen sollte, weder ihrem Inhalt noch ihrem Umfang nach in den Schranken halten dürfe, welche ihr in einem politischen Tagblatt der Natur der Sache nach gesteckt waren. Ich entschloß mich daher, sie von vorne herein etwas größer anzulegen und mehr in sie aufzunehmen, als sich mit ihrem ursprünglichen Zweck vertragen haben würde, dem letzteren dagegen durch einen Auszug aus ihr zu genügen. So entstand die vorliegende Schrift.

Was sie geben will, ist keine Biographie, sondern eine biographische Schilderung: nicht ein ausgeführtes Gemälde, sondern ein erster Umriß. Um die Biographie eines Mannes, wie Strauß, zu schreiben, hätte ich ein weit vollständigeres Material und viel mehr Zeit haben müssen, als mir in diesem Augenblick zur Verfügung stand; überhaupt aber läßt sich die Geschichte eines Lebens nicht erschöpfend darstellen, ehe dasselbe von der Gegenwart des Darstellenden so weit abliegt, daß die Personen und die Verhältnisse, die auf seinen Gang einwirkten, ohne Verletzung berechtigter Gefühle und Rücksichten nach allen Seiten öffentlich besprochen werden können. Selbst wo kein solches Bedenken obwaltete, waren meiner Arbeit durch ihre ganze Anlage und durch die Beschränktheit der Zeit, die ich auf sie verwenden konnte, bestimmte Grenzen gezogen. Mit manchem, was ich hätte geben können, mußte ich zurückhalten, weil seine Mittheilung das Ebenmaß des Ganzen zu sehr gestört hätte; über Menschen, die Strauß nahe standen, persönliche Verbindungen, die ihm lieb und werth waren, mußte ich mit Stillschweigen oder mit flüchtigen Andeutungen weggehen, weil ich nur in einer umfassenderen Erzählung Raum genug gehabt hätte, um dem ihnen fernestehenden Leser jene Menschen bekannt, diese Verhältnisse verständlich zu machen; weil die Hauptfigur nicht mit der vollen Deutlichkeit hervor-

treten konnte, wenn sie in dem engen Rahmen von zu vielen Nebenfiguren umgeben war, welche ihrerseits gleichfalls, um erkennbar zu sein, mit einer gewissen Sorgfalt hätten behandelt werden müssen.

Die Grundlage der nachstehenden Darstellung bildeten neben Strauß' Schriften und einigen gedruckten Mittheilungen über ihn in erster Reihe meine eigenen Erinnerungen. Diese erstreckten sich über den größeren Theil von Strauß' Leben; denn ich hatte ihn noch vor seinem Abgang von der Universität kennen gelernt, hatte ihn bald nachher zum Lehrer gehabt und mehrere Jahre mit ihm unter Einem Dache gelebt, und war von da an in einer Verbindung mit ihm geblieben, die immer von Zeit zu Zeit, je nachdem unsere Wohnorte es erlaubten, durch ein kürzeres oder längeres Wiedersehen aufgefrischt wurde. Dazu kamen mehr als zweihundert Briefe, welche vom Ende des Jahrs 1835 bis in die letzten Wochen vor dem Tod meines Freundes herabreichen. Wo diese Quellen mich im Stich ließen, was aber doch im ganzen nur selten der Fall war, wurde bei denen, welche in verschiedenen Zeitpunkten in seiner Nähe gewesen waren, Erkundigungen eingezogen. Eine höchst werthvolle Ergänzung meines eigenen Wissens gewährten mir endlich die von Strauß hinterlassenen Aufzeichnungen über sein Leben und die Gedichte, welche mir von seinen Kindern im Verlauf meiner Arbeit in

zuvorkommendster Weise mitgetheilt wurden. Durch diese Hülfsmittel darf ich wohl hoffen über das, wovon ich hier spreche, hinreichend unterrichtet, und so viel auch dieser Abriß an Vollständigkeit zu wünschen übrig läßt, wenigstens vor Irrthümern von irgend welcher Erheblichkeit bewahrt worden zu sein.

Berlin, 1. Mai 1874.

Der Verfasser.

Inhaltsübersicht.

Der schwäbische Stamm hat sich an dem geistigen Leben unseres Volkes von jeher, doch am lebhaftesten während der letzten hundert Jahre betheiligt. Es ist aus ihm in diesem Zeitraum eine stattliche Reihe von Gelehrten und Künstlern, von Dichtern und Denkern hervorgegangen, deren Name und Einfluß die Grenzen ihrer engeren Heimath, nicht selten die des deutschen Sprachgebiets, weit überschritt. Aber nicht viele darunter sind an Begabung und geschichtlicher Bedeutung dem Manne zu vergleichen, von dessen Leben und Persönlichkeit diese Blätter ein Bild zu entwerfen versuchen. David Friedrich Strauß hat schon als junger Mann durch epochemachende theologische Werke eine Bewegung hervorgerufen, welche nicht blos innerhalb dieser Wissenschaft sich bis heute nicht gelegt, sondern auch auf die Philosophie und den allgemeinen Bildungszustand unserer Zeit in entscheidender Weise herübergewirkt hat. Er hat in der Folge die deutsche und außerdeutsche Literaturgeschichte mit einer ansehnlichen Zahl von geistvollen, gründlich und fein gearbeiteten Biographieen bereichert. Er hat in der zweiten

Bearbeitung des Lebens Jesu, unter grundsätzlicher Festhaltung seines früheren Standpunkts, aus der dreißigjährigen Arbeit der deutschen Evangelienkritik, zu der er selbst den Anstoß gegeben hatte, das Endergebniß gezogen. Er hat in seiner letzten Schrift, die so großes Aufsehen erregte, nicht allein seine früheren kritischen Arbeiten zu einem in seiner Art unübertrefflichen Kunstwerk zusammengefaßt, sondern er hat es auch gewagt, im ausgesprochenen Gegensatz zu dem, was den meisten für unantastbare Wahrheit gilt, die Grundlinien einer neuen, der heutigen Natur- und Geschichtskenntniß, dem heutigen Stande des Denkens entsprechenderen Lebens- und Weltanschauung zu ziehen; und er hat damit jedenfalls — wie man auch über die Haltbarkeit seiner Ansichten urtheilen möge — Fragen aufgeworfen, Gedanken ausgesprochen, Aufgaben gestellt, die einer tiefer dringenden Forschung noch lange die Anregung und den Stoff zu ernstem Nachdenken bieten werden. Aber er hat noch mehr gethan als dieses. Er hat der Welt das lebendige Beispiel eines Mannes gegeben, der von unauslöschlichem Wahrheitsdurst getrieben, nie aufhört zu suchen und zu streben, dessen Entwicklung nie stille steht, nie in der Bequemlichkeit des Besitzes und Genusses erlischt; den keine Auktorität abhält, zu prüfen und zu fragen und das, was er gefunden hat, unumwunden, ohne Furcht und ohne Rücksichten, auszusprechen; der es als seine eigentliche Lebensaufgabe betrachtet, Vorurtheile zu zerstören, den Schlagwörtern der Zeit und

der Partheien ihre Schwäche nachzuweisen, von den Worten zu den Sachen, von unbestimmten Vorstellungen zu deutlichen Begriffen und sicheren Beobachtungen zurückzurufen; zugleich aber eines Mannes, dem es mehr noch um Geistesbildung als um Wissen, und bei der ausgebreitetsten Gelehrsamkeit, dem umfassendsten Interesse für die Natur und die Menschheit, doch vor allem um Einheit mit sich selbst, um das Gleichmaß und die Vollendung seines inneren Lebens, um die reine, ungestörte, allseitige Entfaltung seiner geistigen Individualität zu thun ist. Dieß war es auch, worauf die Anziehungskraft und der Erfolg von Strauß' Schriften nicht zum geringsten Theile beruhte. Man hatte es bei ihm nie blos mit dem Gelehrten, mit dem Denker, mit dem Meister in Darstellung und Sprache, sondern immer zugleich mit dem Menschen zu thun; man fand sich selbst in seinen strengwissenschaftlichen Arbeiten, noch viel mehr aber in den populäreren Schriften, einer eigenartigen reichgebildeten Persönlichkeit gegenübergestellt, in eine innere Zwiesprache mit ihr hineingezogen, man war immer angeregt und unterhalten, immer in der besten Gesellschaft, und diesem Reiz eines persönlichen Verkehrs mit dem geistreichen und liebenswürdigen Schriftsteller vermochten gebildete Menschen auch dann nur schwer zu widerstehen, wenn sie vor dem zweischneidigen Kritiker flohen und vor dem Ketzer ein Kreuz schlugen. Eben deßhalb stehen aber auch seine Schriften, mögen sie sich anscheinend noch so sehr als objektive

Kunstwerke von der Person ihres Verfassers abgelöst haben, doch zu derselben fortwährend in einer so engen Beziehung, daß manches darin nicht vollkommen verstanden und genossen werden kann, wenn man nicht mit jener bis zu einem gewissen Grade bekannt ist.

Strauß wurde den 27. Januar 1808 in Ludwigsburg geboren, derselben Stadt, in der seine Freunde Justinus Kerner, Eduard Mörike und Friedrich Vischer zur Welt kamen; und er hat dieser seiner Vaterstadt sein Leben lang eine treue Anhänglichkeit bewahrt. Sie gewährte ihm wirklich auch vieles, was den Knaben an sie fesseln und den Mann noch aus der Fremde dankbar und sehnsüchtig an sie zurückdenken lassen konnte. Nicht allein das elterliche Haus und den Garten, die frische Luft und die prächtigen Spielplätze in den weiten Straßen und Alleen des geräuschlosen Ortes und des Schloßparks; sondern auch die behagliche Beschränktheit bürgerlicher Verhältnisse, in der die Entwicklung des Körpers und des Geistes während der ersten Lebensperiode in der Regel ungleich gesunder und besser gedeiht, als unter dem Lärm und den Zerstreuungen einer Großstadt. Dazu eine Schule, die nach damaligen Verhältnissen den Ansprüchen an den Gymnasialunterricht bis zum vierzehnten Jahre genügte; und da Ludwigsburg nicht nur die Hauptgarnisonsstadt des Landes, sondern auch seit seiner Gründung neben dem nahen Stuttgart die Residenz seiner Fürsten war, so viel Zusammenhang mit dem öffentlichen Leben, so viel

unmittelbare Theilnahme an den Ueberlieferungen über Karl Alexander (dem im Ludwigsburger Schlosse der Teufel den Hals umgedreht haben sollte) und „Herzog Karl“, über Schubart und Schiller und die andern Persönlichkeiten der neueren würtembergischen Geschichte, so viel Anschauung der Bewegungen, welche die große Zeit der napoleonischen Kriege und dann die würtembergischen Verfassungskämpfe mit sich brachten, daß der Blick des Knaben doch nicht zu sehr an das Enge und Kleine gebannt blieb. Die Verhältnisse, aus denen Strauß hervorgieng und in denen er aufwuchs, waren im allgemeinen die des höheren Bürgerstandes, so wie dieser in jener Zeit in einer vom Weltverkehr seitab liegenden süddeutschen Kleinstadt beschaffen zu sein pflegte. Aber wie er von seinen Eltern eine eigenartig angelegte Individualität geerbt hatte, so fehlte es auch im elterlichen Hause nicht an Eindrücken und Einflüssen, die ihre Entwicklung in eigenthümlicher Weise bestimmten. Der Vater war ein auf den Kleinhandel beschränkter Kaufmann, dessen äußere Lage eine ganz gute gewesen wäre, wenn er nicht in der Folge durch die Ungunst der Umstände und durch eigene Mißgriffe Verluste erfahren hätte, unter denen der Wohlstand der Familie und die Stimmung im Hause empfindlich zu leiden hatte. Bei schönen Gaben und guter Schulbildung würde er sich wahrscheinlich in einem gelehrten Berufe wohler befunden haben, als in dem gewerblichen. Er las neben den neueren Dichtern auch

seinen Horaz, Ovid und Virgil in der Ursprache, und setzte sich wohl, wenn er über Land gieng, mit einem von diesen Klassikern in der Hand allein in den Wirthsgarten; er hatte, wie sein Sohn von ihm rühmt, zu schriftlichen Ausarbeitungen jeder Art ein angeborenes Geschick, war auch nicht ohne Talent für Poesie, widmete der Obstzucht und Bienenzucht mehr Zeit, als für sein Geschäft gut war, und vertiefte sich dazwischen in den Mysticismus des Stilling'schen „Grauen Mannes". Er war mit Einem Wort eine überwiegend beschauliche, geistigen Interessen zugewandte Natur; gutherzig, aber von einem reizbaren, rasch und heftig aufbrausenden Temperament, und in dem Geschäftsverkehr des kleinen Kaufmanns, an dem er ohnedem keine Freude hatte, nicht immer so höflich gegen die Kunden, wie es diese von andern gewohnt waren. Eine in ihrer Art ausgezeichnete Frau war Strauß' Mutter, die er selbst uns in einem reizenden kleinen Lebensbild (Kl. Schr. N. F. 233 ff.) mit vieler Liebe geschildert hat. Von kleinem und zartem Wuchse, einfachem, schlichtem, genügsamem Wesen, kerngesund in ihrem Urtheil und Gefühl, heiter, freundlich, voll guten Humors; mit lebhafter Empfänglichkeit für Naturschönheit, für alles naive und volksthümliche begabt, aber auch höheren geistigen Interessen nicht verschlossen; in Sachen der Religion ebenso entschieden auf das praktische, faßliche und rationale gerichtet, wie ihr Mann auf Dogmenglauben und Mystik; eine tüchtige Hausfrau, eine liebreiche, verständige, und

wenn es sein mußte, wohl auch strenge Mutter, in schwierigen Lagen eine treue und kluge Berathérin ihres nicht ganz leicht zu behandelnden Gatten, war sie der gute Geist ihres Hauses, und ihr bekennt auch der dankbare Sohn das beste zu verdanken, was in ihm war. Von ihr hatte er nicht blos das längliche, feingeschnitte, beim ersten Anblick ansprechende und gewinnende Gesicht geerbt, das von einer schöngewölbten Stirne und großen, geistig durchleuchteten dunkeln Augen beherrscht war: auch in seiner geistigen Physiognomie ließ das Bild seiner Mutter sich nicht verkennen. Der helle Geist, die Freude am Lernen, das eiserne Gedächtniß, das er an ihr hervorhebt, ist nicht das einzige, worin er ihr glich: auch die Feinheit der Empfindung, den heiteren, freien Humor, den Sinn für das Einfache und Natürliche, die Fähigkeit, in die Vorstellungsweise des Volkes, der Kinder, der Ungelehrten liebevoll einzugehen, die verständige Lebensauffassung, den realistischen Zug seiner Natur hat er mit ihr getheilt. Daneben fehlt aber die Beimischung der väterlichen Eigenschaften gleichfalls nicht. Das heftige Temperament, der durchgreifende Wille des Vaters war auch auf ihn übergegangen; die Fertigkeit in schriftlichen Darstellungen, die er jenem nachrühmt, wurde bei ihm zur vollendeten Kunst, die literarischen und ästhetischen Neigungen zum umfassenden Studium und zum feinsinnigen Verständniß der Literatur, der Poesie, der bildenden Künste, selbst der Musik, der er von Hause aus

eine geringere natürliche Begabung entgegenbrachte. Wenn der Vater bisweilen einen gelungenen Vers machte, so liegt uns von dem Sohne nicht blos eine Sammlung reizender kleiner Gedichte vor, von denen uns einige Proben noch begegnen werden, sondern er hat überhaupt (wie er selbst in einer seiner Aufzeichnungen bemerkt) nichts, weder großes noch kleines, geschrieben, wobei ihm der Poet in ihm nicht zu statten gekommen wäre. Wenn jenen seine natürliche Anlage zu einer gelehrten Laufbahn geführt hätte, so hat dieser in der Wissenschaft seine Lebensaufgabe und seinen geschichtlichen Beruf gefunden. Selbst der mystische Hang des Vaters blieb ihm, wie wir finden werden, nicht fremd; nur daß für ihn das ein bloßer Durchgangspunkt war, worüber jener, durch Naturanlage und Bildungsgang weniger begünstigt, nicht hinauskam.

Strauß war das dritte Kind seiner Eltern: die beiden älteren, ein Mädchen und ein Knabe, waren schon vor seiner Geburt wieder gestorben. Dem letzteren war er in Wesen und Aussehen sehr ähnlich, und auch der Name desselben, Fritz, gieng auf ihn über; er selbst jedoch schrieb sich später immer mit seinem vollen Taufnamen, David Friedrich. Von zwei jüngeren Brüdern blieb nur der eine, im Alter ihm nahestehend, am Leben; er war später Fabrikant in Köln und erlag 1863 einem langwierigen Herzleiden; dem Andenken desselben hat sein Bruder (Kl. Schr. N. F. 341 f.) eine Gedächtnißrede gewidmet,

welche die Tüchtigkeit seines Wesens, die Freiheit seines Geistes, sein ernstes Interesse an den tiefsten Aufgaben der Forschung, seine Seelenstärke unter schweren Leiden warm und beredt schildert. Unser Strauß war, wie uns sein Schulkamerad Vischer erzählt *), ein zartgebautes etwas schwächliches Kind, und wurde dadurch von den wilderen Knabenspielen ausgeschlossen, während schon frühe in den friedlicheren und sinnigeren Unterhaltungen seine geistige Lebendigkeit und poetische Erfindungskraft zum Vorschein kam. In der Schule verrieth sich, wie der gleiche Gewährsmann bemerkt, an der leichten Fassungskraft, dem soliden Gedächtniß, dem gewissenhaften Fleiße die Bestimmung zum Gelehrten; es war daher sicher geflunkert, wenn späterhin einer seiner damaligen Lehrer, der den Ruhm seines Schülers noch erlebte, für sich das Verdienst in Anspruch nahm, durch reichliche Züchtigungen den Grund zu demselben gelegt zu haben.

In seinem vierzehnten Jahre, im Herbst 1821, kam Strauß in das niedere evangelische Seminar zu Blaubeuren; eine von den Schulen, welche in Würtemberg im sechzehnten Jahrhundert zur Heranbildung künftiger Theologen in früheren Klöstern errichtet wurden, und

*) Krit. Gänge I, 84 in dem schon 1838 verfaßten Aufsatz: Strauß und die Würtemberger, der jetzt ein neues Interesse gewonnen hat.

daher heute noch Klöster genannt werden. Es sind deren vier, und nach der damaligen, neuerdings abgeänderten Einrichtung brachten die jungen Leute die vier Jahre bis zu ihrem Uebergang auf die Universität in demselben „Kloster" zu, in das sie mit 14 Jahren eingetreten waren. In Einem Gebäude zusammenwohnend, in ihren Arbeiten und ihrem Verhalten sorgfältig überwacht, erhalten sie den Unterricht in den üblichen Gymnasialfächern von dem Ephorus des Seminars, zwei Professoren und zwei jüngeren Männern, die unter dem Namen von Repetenten die unmittelbare Aufsicht über die Zöglinge zu führen haben. Von dem Leben und Treiben in dem Seminar Blaubeuren hat Strauß selbst in seiner Biographie Märklin's eine lebendige Schilderung gegeben. Es hatte sich für ihn glücklich getroffen, daß er gerade diesem Jahrgang und dieser Anstalt zufiel. Neben den schönen Umgebungen des kleinen, am Südabhang der schwäbischen Alb, zwei Meilen von Ulm, im Blauthal gelegenen Städtchens hielt auch die gastfreie Freundlichkeit seiner Bewohner die Seminaristen für die Entfernung von der Heimath und den Zwang der noch halb klösterlichen Hausordnung bis zu einem gewissen Grad schadlos; die Hauptsache war aber, daß sich unter den 50 jungen Leuten, welche sich hier für einen so langen und entscheidenden Lebensabschnitt zusammengefunden hatten, eine ungewöhnliche Anzahl von fähigen, zum Theil hervorragend befähigten Köpfen, von aufgeweckten, witzigen und streb-

samen Persönlichkeiten befand*), und daß die wichtigsten Unterrichtsfächer in die Hand von zwei Männern gelegt waren, die sich so glücklich ergänzten, und jeder in seiner Art ihrer Aufgabe in solchem Maße gewachsen waren, wie die beiden damals noch im ersten Mannesalter stehenden Professoren K e r n und B a u r; beide giengen in der Folge bald nach Strauß' Abgang von Blaubeuren in die theologische Facultät zu Tübingen über, wo er sie wieder zu Lehrern hatte, und von dem einen von ihnen, dem berühmten Begründer der „Tübinger Schule", die nachhaltigsten Anregungen empfieng. Vorerst war es die klassische Literatur und die alte Geschichte, in deren Geist die empfänglichen unter den Zöglingen von ihren Lehrern eingeführt, an deren Hand die Liebe zum Idealen, das Streben nach Wahrheit, der Sinn für Schönheit, Größe und Humanität in ihnen geweckt und genährt wurde; und Strauß gehörte zu denen, in welchen diese Aussaat die reichsten Früchte getragen hat. Die vier Jahre in Blaubeuren waren überhaupt für seine Entwicklung von der höchsten Bedeutung. Als er dort eintrat, war er ein scheuer, von dem lärmenden Treiben seiner Kameraden verschüchterter Knabe, der in den ersten Wochen stark am Heimweh litt. Als er im Herbst 1825 durch seinen Eintritt in das evangelisch-theologische Seminar zu Tübingen

---

*) Man vgl. die von Strauß selbst: Märklin 21 ff. gegebenen Namen und Charakteristiken.

auf die Universität übergieng, war er zu einem Jüngling herangereift, der Altersgenossen und Lehrern, bei all seiner Heiterkeit und Liebenswürdigkeit, doch zugleich unverkennbar Achtung einflößte; und wenn man zunächst allerdings, wie Vischer sagt, in der stolz aufgeschossenen Jünglingsgestalt mit den altdeutschen Haaren und dem Johanneskopfe den künftigen Kritiker nicht vermuthet hätte, so würde doch vielleicht ein tieferer Menschenkenner die Anlage zu demselben in dem Ernst der wissenschaftlichen Arbeit, der Selbständigkeit des Urtheils, der geistigen Originalität, dem entschiedenen Wesen erkannt haben, wodurch er sich schon während seiner Studienzeit auszeichnete.

In Tübingen sollten nun nach der damals für die Zöglinge des evangelischen Seminars bestehenden Studienordnung zwei volle Jahre philosophischen, auch philologischen und historischen, drei weitere theologischen Studien gewidmet werden. Hier hatten aber freilich Strauß und seine Freunde, zunächst in der Philosophie, mit ihren Lehrern nicht das gleiche Glück, das sie in Blaubeuren gehabt hatten. Er selbst erzählt uns in seinem Märklin (S. 31 ff.), wie sie unter der Dürre des Unterrichts litten, der ihnen ertheilt wurde. Was insbesondere die Philosophie, den Hauptgegenstand ihrer jetzigen Studien, anbelangt, so sahen sie sich hier ganz überwiegend auf sich selbst angewiesen; und da war es denn zunächst Schelling, welcher Strauß, wie die meisten, am stärksten

anzog und am lebhaftesten begeisterte. Ihm lag diese Richtung um so näher, da gleichzeitig auch die Zwillingsschwester der Schelling'schen Naturphilosophie, die romantische Poesie, mit allen ihren Zaubern auf ihn wirkte. Von dem Lärm des gewöhnlichen Studentenlebens abgestoßen, gegen seine Illusionen kühl und ironisch, hatte er sich an einen kleinen Kreis von dichterisch begabten und gestimmten Freunden angeschlossen; Spätlinge der Romantik, die mit jugendlichem Enthusiasmus für Novalis und Tieck schwärmten, die Platten und Gemeinen verspotteten, und sich eine eigene, allen anderen unverständliche und unbekannte, wunderliche Mythologie ersannen; deren Bestrebungen wir aber doch nicht geringschätzen werden, nachdem aus ihnen so köstliche Früchte, wie Mörike's Dichtungen, hervorgegangen sind. Gerade mit Mörike blieb auch Strauß selbst bis zu seinem Tode nahe verbunden; und er schätzte in ihm den liebenswürdigen, vom geistreichsten Humor überfließenden Menschen nicht weniger, als den Dichter, dessen Liedern an Reinheit der poetischen Stimmung, Zartheit der Empfindung und Schönheit der Sprache in dem ganzen Gebiete der deutschen Dichtung sich nicht allzuviele vergleichen lassen. Damals nun vollends, in seinen ersten Universitätsjahren, überließ er sich mit vollen Segeln dem Zug der Romantik. Auch an den dichterischen Versuchen seiner Freunde betheiligte er sich mit Glück; und wenn nicht die übrigen Kräfte seiner Natur über die

dichterische Begabung das Uebergewicht gehabt und ihn verhindert hätten, aus der Poesie mehr, als ein schmückendes Beiwerk seines Lebens und einen durch andere Elemente gebundenen Bestandtheil seiner schriftstellerischen Thätigkeit zu machen, würde er sich ohne Zweifel auch als Dichter einen geachteten Namen erworben haben*).

*) Ich habe der Gedichte bereits erwähnt, welche Strauß handschriftlich hinterlassen hat. Von denen aus seiner letzten Krankheit werden unten einige mitgetheilt werden. Um aber auch aus der früheren Zeit seines Lebens für das oben ausgesprochene Urtheil einen Beleg zu geben, lasse ich hier ein Lied folgen, das sich in seiner melodischen Einfachheit meinem Gefühl nach dem vollendetsten anreiht, was wir in dieser Gattung besitzen, während es uns zugleich in Strauß' gemüthliche Beziehungen zu Vater und Vaterhaus und in seine zarte Naturempfindung einen Blick eröffnet.

Linde.

O Lindenduft, o Lindenbaum,
Ihr mahnt mich wie ein Kindheitstraum,
Wo ich euch immer finde.
Die Linden lieb' ich überaus;
Es stand ja meines Vaters Haus
Im Schatten einer Linde.

Im Sommer, wann die Linden blüh'n,
Wie da die Bienchen sich bemüh'n
Und saugen so geschwinde.
Mein Vater liebte Bienen sehr,
Drum ist mir noch vom Vater her
Ein heil'ger Baum die Linde.

Im Lindenschatten schmeckt der Wein
Und schmeckt ein Küßchen doppelt fein

Bald wurde er aber von der Romantik noch weiter, in einen mystischen Glauben und Ueberglauben geführt, von dem man vielleicht bezweifeln würde, daß er ihn jemals in diesem Grade getheilt hat, wenn nicht er selbst uns darüber schon längst in seiner bekannten anmuthigen Schilderung Justinus Kerner's *) unterrichtet hätte. Er erzählt uns dort, wie er beim Beginn seiner Universitätsjahre Kant keinen Geschmack abzugewinnen vermochte und seine Probleme nicht begriff, dafür aber sich Schelling's intellektueller Anschauung und zugleich auch Jacobi's Gefühlsphilosophie in die Arme warf; wie er bald Jakob Böhme noch über Schelling stellte und an seine Aussprüche ebenso fest glaubte, als er bis dahin an die Bibel geglaubt hatte, ja noch eine tiefere und unmittelbarere Offenbarung in ihnen verehrte, als in jener; wie er mit drei Freunden zu einer Wahrsagerin reiste, und unterwegs die Bekanntschaft eines Schäfers machte, der an einem aus der Gesellschaft eine Wunderkur verrichtete; wie er sich in Kerner's Geschichte zweier Somnambülen vertiefte, in der Folge (es scheint in den Osterferien 1827 gewesen zu sein) den merkwürdigen Mann selbst in seinem reizenden Sitze zu Weinsberg aufsuchte, und außer

Von einem schönen Kinde.
Dem Vater bring' ich dieses Glas,
Der auch nicht gerne trocken saß
Im Schatten einer Linde.

*) Zwei friedliche Blätter. Altona 1839. S. 10 ff.

ihm auch mit der anziehenden und gemüthvollen Frau, die Kerner später als die „Seherin von Prevorst" der Welt bekannt gemacht hat, in freundschaftliche Verbindung trat. Man möchte fragen, wie aus dem mystischen Schwärmer jener Tage in wenigen Jahren der schneidend scharfe unbarmherzige Kritiker werden konnte, als den Strauß im Leben Jesu sich uns zeigt. Wer aber mit der Geschichte des religiösen Geistes näher bekannt ist, der weiß, daß schon sehr oft die Mystik sowohl Einzelnen als ganzen Zeiten den Uebergang vom gewohnheitsmäßigen Auktoritätsglauben zur selbständigen Prüfung des Ueberlieferten vermittelt hat; und wer in das Wesen desselben tiefer eingedrungen ist, der wird auch in dieser uns so fremdartig ansprechenden Form nur eine von den Verpuppungen erkennen, in welche das Denken sich flüchtet, ehe ihm zum freieren Aufschwung die Flügel gewachsen sind.

Aber um zu dieser Selbständigkeit zu gelangen, bedurfte Strauß eines Führers, und diesen fand er zunächst an Schleiermacher. Seinem befreienden Einfluß hatte er es zu verdanken, daß er nicht länger, als ihm gut war, in dem Zwielicht der romantischen Zaubernacht, in den dunkeln Tiefen der Theosophie und bei den verlockenden Traumgestalten des Somnambulismus verweilte. Und gerade Schleiermacher war in jener Zeit mehr als jeder andere dazu geeignet, ihm diesen Dienst zu leisten. Als Philosoph bot er mit seinem Pantheismus dem Schellin-

gianer, als Theolog mit seinem christlichen Bewußtsein dem Religiösen und seiner Mystik, als Schriftsteller durch die ästhetische Form seiner Reden und Monologe dem Romantiker in vertrauenerweckender Weise die Hand; während er gleichzeitig mit der Schärfe seiner Dialektik einen nach dem andern von den Fäden zerschnitt, welche den Geist seines Schülers bis dahin bei unbewiesenen Voraussetzungen und unklaren Anschauungen festgehalten hatten. „Ein Stück reflektirender Vermittlung um das andere (sagt Strauß a. a. O.) schob sich unvermerkt in unser Bewußtsein ein, und ehe wir's uns versahen, standen wir auf einem ganz neuen geistigen Boden, von welchem aus uns das alte Zauberland des Hellsehens, der Magie und Sympathie, wenn wir auf dasselbe zurückblickten, wie auf den Kopf gestellt erscheinen mußte"; und in einem handschriftlich erhaltenen Rückblick auf seine Entwicklung bemerkt er: erst jetzt, als er die Gabe des dialektischen Denkens in sich entdeckte, sei der rechte Zug, ja eigentliche Leidenschaft in sein Studium gekommen; erst von dieser Zeit an habe er wirklich gelernt, von jetzt an aber auch reißend schnelle Fortschritte gemacht.

Ein Beweis von dieser Veränderung seines Standpunkts und ein Absagebrief für seinen bisherigen Glauben an die Wunder des Somnambulismus ist eine Kritik der verschiedenen Ansichten über Kerner's inzwischen erschienene „Seherin von Prevorst", welche Strauß 1830

für den „Hesperus" verfaßte*); doch räumt er in thatsächlicher Beziehung jenem Glauben noch immer mehr ein, als er später wohl gethan hätte. Sein freundschaftliches Verhältniß zu Kerner wurde aber dadurch nur ganz vorübergehend gestört, und auch später, als Strauß seine Kritik gegen viel wichtigere Glaubensartikel kehrte, that dieß der Freundschaft beider Männer keinen Eintrag, und so lange er in Heilbronn lebte, stand er mit dem wundergläubigen Nachbar in Weinsberg und seinem Hause im heitersten und wärmsten Verkehr. Wo der Glaube so naiv und im Bunde mit so vieler Vortrefflichkeit auftrat, wie bei Kerner, da fiel es Strauß nicht schwer, ihn zu dulden; und andererseits war dieser von einer so weit- und warmherzigen Humanität, es fehlte ihm an jeder Anlage zum Fanatiker so gänzlich, er war bei allem Gegensatz zu Strauß' Ansichten seines innern Kernes so sicher, und er selbst trug, ohne es zu wissen, in dem Humor, mit dem er die Welt ansah und mit ihr spielte, eine so starke skeptische Ader in sich, daß uns die Aufrichtigkeit und Innigkeit dieser Freundschaft zwischen dem Uebergläubigen und dem vermeintlich Ungläubigen doch nicht

*) Sie findet sich jetzt in seinen „Charakteristiken und Kritiken" S. 390 ff. Diese Kritik und eine Predigt, die Strauß als Mitglied des Tübinger Seminars bei der Säkularfeier der Uebergabe der Augsburger Confession den 25. Juni 1830 hielt, werden das erste sein, was von ihm gedruckt wurde. Die letztere steht in der von der Tübinger theol. Facultät herausgegebenen Beschreibung jener Feier.

zu sehr überraschen kann. Strauß selbst hat ihr schon frühe in dem obenerwähnten Artikel der Hallischen Jahrbücher und nach Kerner's Tod in dem Nekrolog einen Ausdruck gegeben, der aus dem Schwäbischen Merkur in die Kleinen Schriften (N. F. 298 ff.) übergieng.

Es war aber nicht blos dieser Eine Ausschnitt aus seinem bisherigen Vorstellungskreis, um den es sich für Strauß beim Bruch mit der Romantik handelte, sondern nachdem einmal die Krisis in seinem Denken in Gang gebracht war, mußte sie alles ergreifen, was sich von ungeprüften Glaubenssätzen und unwissenschaftlichen Annahmen in seinem Geiste angesammelt hatte. Strauß und seine Freunde waren inzwischen zum Studium der Theologie vorgerückt. Für dieses Studium sahen sie sich aber nicht in demselben Maße, wie bei der Philosophie, blos auf ihren Privatfleiß und auf Bücher angewiesen; sondern auch der akademische Unterricht gewährte ihnen hier ungleich mehr, als dort. Als sich Strauß ein Jahr auf der Universität befand, waren seine Blaubeurer Lehrer, Kern und Baur, als Professoren der Theologie ebendahin versetzt worden; und wenn das Verdienst des ersteren auf diesem Gebiete sich im wesentlichen auf die geschickte Gruppirung, die klare und übersichtliche Darstellung und die billige Beurtheilung fremder Ansichten, ohne Schärfe und Entschiedenheit der eigenen, beschränkte, so war mit Baur ein neuer Geist in die theologische Facultät eingezogen, der mit der Zeit den bis dahin in

ihr herrschenden Supranaturalismus zurückdrängen und an die Stelle der alten eine neue „Tübinger Schule“ setzen sollte: der Geist der historischen Kritik. Den allgemeineren wissenschaftlichen Untergrund dieser Kritik bildete aber auch bei Baur, damals noch ungetheilt, die Schleiermacher'sche Religionsphilosophie und Dogmatik, zu der erst später, nach Strauß' Studienzeit, der Einfluß des Hegel'schen Systems hinzutrat *). Gerade Baur war nun unter Strauß' theologischen Lehrern der einzige, von dem er eine tiefere Einwirkung erfuhr. Von den drei übrigen Mitgliedern der Facultät wurde Kern zwar mit Nutzen gehört, aber die Schwäche und Unsicherheit seines theologischen Standpunkts konnte sich einem Strauß nicht lange verbergen; bei Steudel, dem Senior der Facultät, einem persönlich höchst achtungswerthen, ja vortrefflichen Manne, hielt er es nicht über vier Wochen in der Vorlesung aus, und wer die mühseligen Verschrobenheiten seines Supranaturalismus, die Quälerei seines zermarterten Vortrags noch aus eigener Anschauung kennen gelernt hat, oder sie sich von Strauß (im Märklin S. 38 f.) hat schildern lassen, wird ihn nicht darum schelten; Schmid endlich vermochte ihn erst gegen das Ende seiner Studienzeit durch die Leitung der Predigtübungen anzuziehen. Schleiermacher war es daher, welcher auf Strauß auch

---

*) Man vgl. darüber meine „Vorträge und Abhandl.“ S. 381 ff., 389 ff.

durch Vermittlung seiner Lehrer beim Beginn der eigentlich theologischen Studien den stärksten Einfluß ausübte; und es ist eine für die ganze weitere Entwicklung der protestantischen Theologie nicht unwichtige Thatsache, daß er sowohl, als Baur, daß also die beiden Begründer der neuen, von Schwaben ausgehenden Richtung der theologischen Forschung durch Schleiermacher's Schule hindurchgiengen, ehe sie in der Hegel'schen ihren Schwerpunkt fanden. Während sich in Norddeutschland die Schleiermacher'sche und die Hegel'sche Theologie in gesonderten, streng gegen einander abgeschlossenen Betten zu halten pflegten, giengen sie hier von Anfang an in Eine Strömung zusammen, sie befruchteten und ergänzten sich gegenseitig: von Schleiermacher lernte man die Religion in ihrer Eigenthümlichkeit verstehen, die theologischen Vorstellungen in ihrer geschichtlichen Bestimmtheit auffassen, zergliedern und prüfen; von Hegel fand man sich durch seinen auf's Ganze gerichteten Blick, durch die Strenge seiner dialektischen Entwicklung, durch die lockende Aussicht gefesselt, alle Dinge aus ihrem innersten Grunde zu begreifen, in allem Sein und Geschehen die einheitliche, mit dialektischer Nothwendigkeit sich vollziehende Offenbarung der Idee zu erkennen. Strauß konnte sich der Anziehungskraft dieses Systems um so weniger entziehen, da es nur die folgerichtige Fortbildung dessen war, dem er bisher gehuldigt hatte, des Schelling'schen. Von den Tübinger Kathedern war damals freilich über Hegel noch nicht viel

zu erfahren; aber wie sich Strauß und seine Freunde schon früher in der Philosophie ihren Weg selbst gesucht hatten, so machten sie es auch jetzt. In seinem letzten Studienjahr las Strauß mit Märklin und einigen andern erst Kant's Prolegomenen, die nun mit andern Augen angesehen wurden, als früher, dann Hegel's Phänomenologie, dasjenige von den Werken dieses Philosophen, welches allerdings vorzugsweise geeignet war, den Uebergang von Schelling zu Hegel's späterem selbständigem System, den sein Verfasser in demselben vollzogen hat, auch dem Leser zu vermitteln. Den Eindruck, den er von diesem Werke erfuhr, hat er noch im „Märklin" (S. 54) lebhaft geschildert. Dagegen wollte Marheineke's Dogmatik schon damals den jungen Philosophen nicht munden: sie waren in der Klarheit des Denkens doch schon zu weit gefördert, und hatten ihren Schleiermacher zu gründlich studirt, als daß sie den scholastischen Formalismus dieser spekulativen Orthodoxie, welche Hegel selbst freilich zu empfehlen und in welcher die norddeutschen Hegelianer eine tiefe Weisheit zu sehen pflegten, noch zu ertragen vermocht hätten. Mit Schleiermacher's Schriften wirkte aber auch Baur's Unterricht zusammen, um die Tübinger Hegelianer zu einem kritischeren Verhalten gegen die überlieferte Theologie zu bestimmen, als dieß sonst, bis auf Strauß' epochemachendes Auftreten, in der Schule üblich war. Denn so wenig dieser Theolog in jener Zeit schon die gleiche Freiheit der Kritik und die gleiche Weite des ge-

schichtlichen Blickes gewonnen hatte, wie später*), so vieles boten doch auch damals die Vorlesungen, welche Strauß über Kirchengeschichte, Dogmengeschichte, Symbolik, Apostelgeschichte und Korintherbriefe bei ihm hörte, nicht blos, wie sich von selbst versteht, an gelehrten Kenntnissen, sondern auch an wissenschaftlich anregenden und geistig befreienden Gedanken**); und wenn der Lehrer mit seinen eigenen Ansichten noch nicht zum Abschluß gekommen war, mochte er fähigen und schon längst mit ihm vertrauten Schülern vielleicht nur um so mehr den Einblick in die geistige Arbeit eines bedeutenden und gediegenen wissenschaftlichen Charakters eröffnen.

Im Herbst 1830 beschloß Strauß sein theologisches Studium mit einer glänzenden Prüfung; auch zwei akademische Preise, für Predigt und Katechese, hatte er gleichzeitig erhalten. Er sollte sich nun zunächst im praktischen Kirchendienst üben, und wurde zu diesem Behufe, der würtembergischen Einrichtung gemäß, Vikar bei einem Prediger auf dem Lande, dem Pfarrer Zahn in Kleiningersheim, einem kränklichen, aber noch jungen Manne. Die Geschäfte dieses Amtes waren bei der Kleinheit der Gemeinde nicht so erheblich, daß sie nicht zu eifriger Fortsetzung der theologischen und philosophischen Studien ausreichende Muße gelassen hätten; der neue Wohnort, auf

*) Vgl. Strauß, Märklin S. 39 f. 51.

**) Das nähere hierüber geben meine Vortr. u. Abhandl. S. 412ff.

einer Höhe über dem Neckar malerisch gelegen, hatte außer der frischen Luft und der schönen Aussicht und dem freundlichen Verkehr mit zahlreichen leicht zu erreichenden Nachbarn noch den weiteren Vorzug, daß er kaum eine Meile von Ludwigsburg entfernt war und häufige Besuche des elterlichen Hauses erlaubte. Hier war das Verhältniß zwischen Mutter und Sohn seit dem Heranwachsen des letzteren immer inniger geworden. Er war ihr Stolz und ihr Trost, und der Vertraute der Sorgen, die viele Jahre lang schwer auf ihr lasteten. Auch die Wendung, welche seine theologischen Ueberzeugungen in der letzten Zeit genommen hatten, konnte ihr bei dem praktisch-verständigen Geiste, in dem sie die Religion auffaßte, unmöglich mißfallen. Anders verhielt es sich in dieser Beziehung mit dem Vater; doch scheint dieser Umstand damals noch keine Störung zwischen den beiden herbeigeführt zu haben, so weit auch ihre Ansichten bereits auseinander giengen.

In seiner Dorfgemeinde war Strauß als Prediger sehr beliebt; wie er dieß auch nachher als Repetent in Tübingen, bei Leuten aus dem Volke nicht minder als bei den höher gebildeten, gewesen ist. Seine Vorträge zeichneten sich auch wirklich bei aller Gediegenheit ihres Inhalts durch eine musterhafte Popularität aus: er brachte die Spekulation und die Kritik nicht dahin, wo sie nicht hingehört, hielt sich an den praktisch-religiösen Gehalt der biblischen Lehren und Erzählungen, und be-

handelte diesen, in der Wirkung auf die Zuhörer durch eine helle, ansprechende Stimme unterstützt, in der schlichtesten Form, klar und lebendig. Das gleiche gilt von seiner Katechese, für die ihm neben der dialektischen Gewandtheit und der logischen Durcharbeitung der Begriffe, die er sich zu eigen gemacht hatte, auch die Leichtigkeit zu gute kam, mit der er sich in die Vorstellungsweise der Kinder zu versetzen und an ihre Antworten anzuknüpfen wußte.

Indessen brachte er nur drei Vierteljahre auf seinem Vikariat zu, denn im Sommer 1831 erhielt er den Auftrag, an dem Seminar zu Maulbronn die Lehrfächer eines dort abgegangenen Professors zu übernehmen. Er hatte hier einigen dreißig jungen Leuten, die unmittelbar vor dem Uebergange zur Universität standen, in Latein, Geschichte und Hebräisch Unterricht zu ertheilen; und auch dieser Aufgabe, so unerwartet sie an ihn herangetreten war, entledigte er sich so vortrefflich, daß er sich bei seinen damaligen Schülern (unter denen sich auch der Verfasser dieses Lebensabrisses befand), die ungetheilteste Anerkennung und Liebe erwarb.

Im Oktober 1831 gieng Strauß nach Berlin, um die Männer, denen er für sein wissenschaftliches Leben das meiste zu verdanken sich bewußt war, persönlich kennen zu lernen, und ihren Unterricht zu genießen; wobei es ihm vor allen andern, selbst Schleiermacher nicht ausgenommen, um Hegel zu thun war. Aber kaum hatte er

sich dem großen Philosophen vorgestellt und seine ersten Vorlesungen gehört, als dieser, am 14. November, jählings von der Cholera weggerafft wurde. Strauß erfuhr dieses Ereigniß, das seinen Plan so schmerzlich durchkreuzte, von Schleiermacher, als er diesem seinen ersten Besuch machte; und im Schrecken darüber entfuhr ihm der Ausruf, den dieser mit sichtlichem Mißfallen aufnahm: „um seinetwillen war ich hieher gekommen!“ Jetzt dachte er einen Augenblick daran, Berlin wieder zu verlassen; besann sich dann aber doch eines besseren, und hatte dieß nicht zu bereuen. Die Hauptstadt des preußischen Staates und die erste unter den deutschen Universitäten, was Berlin immer noch unbestritten war, bot ihm so reichen Bildungsstoff dar, daß wir dem Winter, den er hier zubrachte, für das Ausreifen seines Geistes und für seine Orientirung in der Wissenschaft einen wesentlichen Werth beilegen müssen. Er sah sich in der für ihn neuen Welt um, benützte die Hülfsmittel, die sie ihm darbot, auf's eifrigste, und knüpfte schätzbare persönliche Verbindungen an. So mit der Witwe Hegel's, mit Marheineke, Hitzig, Gans und den übrigen Mitgliedern der Hegel'schen Schule; am engsten schloß er sich unter ihnen an Vatke an, mit dem er eine Zeit lang die gemeinsame Herausgabe einer Zeitschrift plante. Er war ferner ein fleißiger Besucher von Schleiermacher's Predigten und Vorlesungen; und wenn ihm auch in den letzteren die „quecksilberartige Beweglichkeit“ der Dialektik des Guten zu

viel war *), so hatte er ihnen doch vielfache Anregungen zu verdanken; und zu der Arbeit, welche zuerst seinen Namen berühmt und gefürchtet gemacht hat, gab ihm Schleiermacher's Vorlesung über das Leben Jesu, die er in Nachschriften von Zuhörern kennen lernte, wenigstens durch den Widerspruch, den sie bei ihm hervorrief, einen Anstoß. Schon in Tübingen war ihm nämlich, wie er selbst uns erzählt **), die Unterscheidung von Vorstellung und Begriff als der für die Theologie wichtigste Theil des Hegel'schen Systems erschienen; und die Hauptfrage war ihm bald die geworden, wie es sich in dieser Beziehung mit den geschichtlichen Bestandtheilen der Bibel, namentlich der Evangelien, verhalte: ob dieselben zu dem begriffsmäßigen Inhalt der Religion mitgehören, oder einen Theil der Vorstellungsform bilden, an welchen das begreifende Denken nicht gebunden sei. Er selbst nun war geneigt, sich für die zweite von diesen Annahmen zu entscheiden, und faßte den Gedanken einer Dogmatik, welche von diesem Standpunkt aus nicht blos den Hervorgang der kirchlichen Dogmen aus den biblischen Grundlagen, sondern auch ihre Auflösung durch Deismus und Rationalismus verfolgen sollte, um sie schließlich, geläutert, durch den Begriff sich wiederherstellen zu lassen;

*) Man vgl. die interessanten Bemerkungen über Schleiermacher's Vortrag in der später zu erwähnenden Schrift: „Der Christus des Glaubens" u. s. w. S. 5 f.

**) Streitschriften 3. H. S. 57 f.

beschloß dann aber, sich vorerst auf die speciellere Aufgabe einer Bearbeitung des Lebens Jesu zu beschränken, die nach seinem ersten, während seines Aufenthalts in Berlin entworfenen Plan ähnlich angelegt sein sollte, wie die beabsichtigte Dogmatik. Sie sollte nämlich in drei Theilen zuerst das Leben Jesu nach den Evangelien, das Leben Jesu in den Gläubigen und die Vermittlung beider Seiten im zweiten Artikel des apostolischen Symbolum darstellen; hierauf in einem kritischen Theil die Lebensgeschichte Jesu als Geschichte großentheils auflösen; dann aber in ihrem dritten Theil das vernichtete dogmatisch wiederherstellen. Für diese Arbeit wollte nun Strauß auch Schleiermacher's obengenannte Vorlesungen benützen; und wenn er sich von denselben, seiner eigenen Aussage nach, fast auf allen Punkten zurückgestoßen fand, hatte er doch, wie er beizufügen nicht unterläßt, dieser Repulsion immerhin die nähere Fixirung seiner Ansicht über manche Fragen zu danken. Daß er mit Schleiermacher in kein persönliches Verhältniß kommen werde, ließ sich schon nach den ersten Berührungen mit demselben voraussehen; ebenso gieng es später auch anderen von seinen Landsleuten, die als Hegelianer eine äußerst kühle Aufnahme bei ihm fanden, wie warm auch ihre eigene Verehrung für den großen Theologen und wie aufrichtig ihr Wunsch, von ihm zu lernen, sein mochte *).

*) Strauß, Märklin S. 78 f.

Nach einem halbjährigen Aufenthalt in Berlin kehrte Strauß in seine Heimath zurück; trat dann aber, bald nach dem Beginn des Sommerhalbjahrs, als Repetent in Tübingen ein, wo er mit denjenigen von seinen Universitätsfreunden, welche in der gleichen Eigenschaft an dem evangelischen Seminar angestellt waren oder bald nach ihm angestellt wurden, den früheren geselligen und wissenschaftlichen Verkehr in der heitersten und fruchtbarsten Weise erneuerte. Von den Studirenden, und besonders von seinen früheren Maulbronner Schülern, war seine Ankunft sehnsüchtig erwartet worden, weil man sich von seinen Vorlesungen eine kräftigere und schmackhaftere Geistesnahrung versprach, als man sie bei den dortigen Lehrern der Philosophie zu finden gewohnt war. Darin hatte man sich auch nicht getäuscht. Strauß begann sofort eine Vorlesung über Logik und Metaphysik, der im folgenden Winter die Geschichte der Philosophie seit Kant und die Erklärung von Plato's Gastmahl, im Sommer 1833 die Geschichte der Moral folgte. Diese Vorlesungen hatten einen glänzenden Erfolg; und mehr noch als die Menge der Zuhörer fiel der begeisternde Eindruck in's Gewicht, den dieselben von ihnen erhielten. Sie wirkten wie ein wohlthätiger Regen auf dürres Erdreich; das tiefere philosophische Interesse, für welches in Tübingen bis dahin so wenig gesorgt war, fand hier zum erstenmal in einem Hörsaal offene Anerkennung und reichliche Befriedigung; und da nun Strauß entschieden auf dem

Boden der Hegel'schen Philosophie stand, gewann diese durch seine Vorträge bedeutend an Verbreitung, und während sie bis dahin erst im Privatbesitz einzelner Auserwählten gewesen war, wurde sie jetzt zum Gemeingut. Hegel hätte sich auch wirklich keinen besseren Ausleger wünschen können, als er ihn hier fand. Die Durchsichtigkeit der Entwicklung, die geistvolle Frische der Darstellung wußte selbst einen so schwierigen Gegenstand, wie die Hegel'sche Logik, dem Verständniß mit großem Geschick aufzuschließen; zu eingreifenderen Aenderungen in derselben oder zur Kritik ihres ganzen Verfahrens fand Strauß auf seinem damaligen Standpunkt noch keine Veranlassung. Mit größerer wissenschaftlicher Selbständigkeit stand er seinem Stoffe in den Vorlesungen über Geschichte der Philosophie gegenüber, während die formellen Vorzüge seiner Behandlung hier ebenso reiche Gelegenheit hatten, sich zur Geltung zu bringen. Sein Vortrag hielt sich meist an das wohlausgearbeitete Heft; wie denn Strauß selbst später in seinem Aufsatz über Spittler (Kl. Schr. I, 77) meint, dieser Gelehrte müßte kein Schwabe gewesen sein, wenn ihm der freie Vortrag nicht Schwierigkeit gemacht hätte. Aber er war dabei so lebendig und ansprechend, daß die Zuhörer auch durch seine äußere Form fortwährend angeregt und mit ihrer Aufmerksamkeit bei dem Gegenstand festgehalten wurden, und unter den vielen, welche damals bei Strauß gehört haben (so weit sie noch unter den Lebenden sind), ist gewiß keiner, welcher sich nicht der

Stunden, in denen er seinen Worten gefolgt ist, mit Dank und Vergnügen erinnerte.

Indessen war Strauß' akademische Lehrthätigkeit nur von kurzer Dauer. Er hatte während derselben seinen Plan, ein Leben Jesu zu schreiben, nicht aus den Augen verloren, und um dazu die nöthige Zeit zu finden, gab er schon nach drei Semestern, seit dem Herbst 1833, seine Vorlesungen auf. Je länger ihn die Aufgabe, die er hiemit in Angriff nahm, vor der Ausführung schon beschäftigt hatte, um so rascher wurde sie jetzt gefördert. Mit einer seltenen Arbeitskraft verband sich bei ihm eine ebenso große Arbeitslust; einem glänzenden Talent stand eine gründliche wissenschaftliche Bildung, einem scharfen und wohlgeschulten Denken eine vollendete Herrschaft über die Sprache und Darstellung zu Gebote, die bei ihm in einer so ausgesprochenen natürlichen Begabung wurzelte, daß er selbst in seinen Aufzeichnungen bemerkt: von Ringen, ja nur von besonderer Bemühung mit der Sprache habe er nie etwas gewußt, für alles, was er ausdrücken wollte, stets von selbst das rechte Wort, für jede Art von Inhalt ungesucht die passende Form, den geeigneten Ton gefunden. Der Trieb, aus dem das Werk emporwuchs, arbeitete in dem Verfasser so gewaltig, daß ein Jahr nach dem Beginn der nächsten Vorarbeiten das Ganze, mit Ausnahme der Schlußabhandlung, mehr als 1400 Druckseiten, im Manuscript fertig war. Fast ebenso lang zog sich der Druck hin. Der erste Band erschien im

Sommer, der zweite im Herbst 1835 unter dem Titel: „Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet.“ Hiemit war der Würfel gefallen, der Schritt war gewagt, der über Strauß' wissenschaftliche Bedeutung, über seine Stellung zu seiner Zeit und über den weiteren Gang seines Lebens entscheiden sollte.

Aus dem früher beabsichtigten Leben Jesu war jetzt eine Kritik der evangelischen Berichte über das Leben Jesu geworden; und wenn dieser Kritik eine Schlußabhandlung folgte, welche den dogmatischen Gehalt als unversehrt aufzuzeigen versprach, so betrug doch diese nicht blos ihrem Umfang nach nur wenige Bogen, sondern sie führte auch, wie wir sehen werden, zu keinem Ergebniß, durch welches der kritische Charakter des Werks geändert worden wäre. Diese Kritik war nun ferner — was ihr zum Vorwurf gemacht worden ist, und was auch wirklich den Punkt bezeichnet, an dem sie zunächst der Ergänzung bedurfte — nicht eine Kritik der Evangelien, sondern der evangelischen Geschichte; sie beschränkte sich, mit anderen Worten, ihrer wesentlichen Abzweckung nach auf die Frage, ob und wie weit das, was unsere vier Evangelien uns erzählen, wirklich geschehen sei; die Vorfrage dagegen, wie es sich mit diesen Schriften selbst als solchen verhalte, wo, wann und von wem, unter welchen Umständen und in welcher Absicht sie verfaßt seien, wurde nicht weiter in Betracht gezogen, als durch den kurzen Nachweis (I, 62 ff., 1. Aufl.)

daß keines von unseren Evangelien sich als das Werk eines Mannes erweisen lasse, dessen Zeitalter und Lebensverhältnisse die Annahme unrichtiger Angaben in demselben unmöglich machen würden, daß mithin die Kritik vollkommen freie Hand habe, aus ihren Erzählungen alles das auszuscheiden, was Merkmale der Ungeschichtlichkeit an sich trage. Solche Merkmale konnten nun bei einzelnen Angaben schon in ihrem Widerspruch mit dem durch anderweitige Nachrichten beglaubigten Thatbestand, häufiger und in wichtigeren Fällen in einem Widerstreit der verschiedenen evangelischen Berichte unter einander gefunden werden; das entscheidendste Anzeichen des Ungeschichtlichen waren jedoch in Strauß' Augen die Wunder, welche über die evangelischen Erzählungen mit so freigebiger Hand ausgestreut sind, daß kaum irgend ein Vorfall in denselben berichtet wird, der nicht oberflächlicher oder tiefer von ihnen durchzogen wäre. Gerade hier hatte er es aber mit zwei Klassen von Erklärern zu thun, an welche zu der Zeit, als er sein Buch schrieb, die Theologen fast ohne Ausnahme sich vertheilten: den Supranaturalisten, welche die Thatsächlichkeit der Wunder festhielten, und den Rationalisten, welche die Wunder als solche zwar aufgaben, um so mehr aber die Wahrheit der biblischen Erzählungen durch eine natürliche Erklärung der wunderbaren Vorgänge, die sie berichten, zu retten bemüht waren. Strauß seinerseits war weder mit diesen noch mit jenen zufrieden. Wenn die altkirchliche Exegese

von der doppelten Voraussetzung ausgieng, daß in den Evangelien erstlich Geschichte, und zwar zweitens eine übernatürliche enthalten sei, wenn hierauf der Rationalismus die zweite dieser Voraussetzungen wegwarf, doch nur um desto fester an der ersten zu halten: so kann auf diesem halben Wege, wie er sagt (I, V), die Wissenschaft nicht stehen bleiben, sondern es muß auch die andere fallen gelassen und erst untersucht werden, ob und wie weit wir überhaupt in den Evangelien auf historischem Grund und Boden stehen. Diesen Grundsatz führte er nun an dem ganzen Inhalt unserer Evangelien von Anfang bis zu Ende mit aller Strenge und Genauigkeit durch. Er zergliederte ihre Erzählungen, setzte sich mit den verschiedenen Auffassungen und Erklärungen derselben auseinander, untersuchte, wie sie sich einerseits mit der nachweisbaren Meinung der Erzähler, andererseits mit den allgemeinen Gesetzen des Geschehens vertragen, und kam auf diesem Wege denn freilich am Ende zu dem Ergebniß, daß ein großer Theil, ja dem äußeren Umfang nach der größere Theil der evangelischen Berichte theils gar keine, theils nur eine bis zur Unkenntlichkeit entstellte Geschichte enthalte. Und er beschränkte sich hiebei nicht auf solche Punkte, welche für das Christenthum unserer Tage an und für sich genommen keine tiefere Bedeutung mehr haben und von den meisten mehr nur um des Princips willen, um der Schriftauktorität nichts zu vergeben, festgehalten werden, wie etwa die sichtbare Auffahrt

in den Himmel, die Geburts- und Kindheitsgeschichten und manche Wunder: sondern auch die Reden des johanneischen Christus fast durchaus, auch eine in die Dogmatik so tief eingreifende Erzählung, wie die von der Auferstehung, kurz alles, was uns nöthigen würde, in dem Stifter des Christenthums mehr als einen Menschen zu sehen, oder ihn über die Bedingungen seiner Zeit und seiner Umgebung hinauszuheben, wurde als ungeschichtlich beseitigt. Sind aber diese Erzählungen und diese bestimmten Bestandtheile der Erzählungen nicht geschichtlich, was sind sie denn, und wie haben wir uns ihre Entstehung zu erklären? Aus geschichtlicher Erinnerung, antwortet der Kritiker, allerdings nicht; aber ebensowenig aus freier, bewußter Erfindung; sondern aus einer absichts- und bewußtlosen Dichtung, die als solche nicht das Werk Einzelner, sondern nur das einer Gesammtheit, nur das der Gemeinde sein kann, in deren Schooß sie sich gebildet haben. Jene ungeschichtlichen Erzählungen sind also mit Einem Wort Sagen, die unsere Evangelisten in der Christengemeinde ihrer Zeit vorfanden und im guten Glauben an ihre Wahrheit aus der mündlichen Ueberlieferung aufnahmen. Die Bildung dieser Sagen war aber im großen und ganzen nicht dem Zufall überlassen; so wenig sie vielmehr aus bewußter Berechnung hervorgieng, so ließ man sich doch bei ihr unbewußt von gewissen in der ältesten Christengemeinde verbreiteten Vorstellungen und Interessen leiten: sie sind nicht einfache

Sagen, sondern Sagen, die aus einer dogmatischen Tendenz entsprangen, sie sind Mythen. Den bisherigen Erklärungen der evangelischen Geschichte stellt Strauß die mythische Erklärung entgegen. Näher ist es, wie er glaubt, ein doppeltes Interesse, von welchem die Bildung der Sagen über Jesus beherrscht wurde: der Stifter der Christengemeinde soll einerseits möglichst verherrlicht, und es soll andererseits in ihm die Erfüllung der messianischen Weissagung nachgewiesen, er soll als derjenige dargestellt werden, in dessen Persönlichkeit, Thaten und Schicksalen alle die Züge sich vereinigen, welche theils aus der alttestamentlichen Prophetie, theils aus späteren Deutungen und Erweiterungen herstammend, zu dem damaligen jüdischen Messiasbild gehörten. Nach diesen Gesichtspunkten wird der Inhalt der evangelischen Ueberlieferung hier beurtheilt, und so weit ihn der Kritiker nicht für geschichtlich zu halten vermag, als Mythus zu erklären versucht. Dieses Ungeschichtlichen ist nun freilich, wie bereits bemerkt wurde, sehr viel, und als der historische Rückstand der Kritik, den aber Strauß in unserem Werke ausdrücklich zu sammeln und geschichtlich zu verarbeiten nicht versucht hat, bleiben nur die allgemeinen Umrisse des Lebens Jesu von seinem öffentlichen Auftreten bis zu seinem Kreuzestod übrig. Nichtsdestoweniger hält Strauß nicht blos im Vorwort seines ersten, sondern auch in der Schlußabhandlung seines zweiten Bandes daran fest, daß der Kritiker des 19. Jahrhunderts, im Unterschied vom

Freigeist und Naturalisten, des Inhalts der christlichen Religion als identisch mit der höchsten philosophischen Wahrheit sich bewußt sei; und nachdem er im Verlauf der Kritik durchaus nur den Unterschied seiner Ueberzeugung vom christlichen Geschichtsglauben hervorgekehrt habe, verspricht er, nun auch die Seite der Identität zu ihrem Recht zu bringen. Wenn wir aber freilich näher zusehen, so zeigt sich, daß ihn auch die dogmatische Kritik schon viel weiter geführt hat, als sich mit den Hegel'schen Sätzen über das Verhältniß der Vorstellung und des Begriffs vertrug, die man aus den obigen Worten noch so deutlich heraushört. Er verfolgt an der Hand der Dogmengeschichte die Bildung und die Bestreitung der kirchlichen Christologie, und tritt seinerseits den Ergebnissen der Kritik, welche Schleiermacher und der Rationalismus über sie ergehen ließen, durchaus bei; er tadelt andererseits am Rationalismus, daß er den Glauben der Kirche, um sich mit ihm in Einklang zu halten, verkümmere; er weist aber auch Schleiermacher nach, daß das Urbildliche und das Geschichtliche in seinem Christus keineswegs wirklich, so wie er wollte, zur Einheit zusammengehen, daß die Wissenschaft wie der Glaube bei ihm zu kurz kommen; und er kann sich ebensowenig von der Haltbarkeit der Versuche überzeugen, aus den Hegel'schen Sätzen von der Einheit der göttlichen und der menschlichen Natur einen Gottmenschen als geschichtliche Persönlichkeit abzuleiten. Die Idee, erklärt er, pflege nicht in Ein Exemplar ihre

ganze Fülle auszuschütten und gegen alle andern zu geizen, sondern in einer Mannigfaltigkeit von Exemplaren, die sich gegenseitig ergänzen, liebe sie ihren Reichthum auszubreiten. Das sei der Schlüssel der ganzen Christologie, daß als Subjekt der Prädikate, welche die Kirche Christo beilegt, statt eines Individuums eine Idee gesetzt werde. In einem Individuum, einem Gottmenschen gedacht, widersprechen sie sich; in der Idee der Gattung stimmen sie zusammen. Die Menschheit allein sei der menschgewordene Gott; von ihr allein könne man (wie er des näheren ausführt) alles das aussagen, was wir keinem einzelnen Menschen beilegen können, ohne aus einem Widerspruch in den andern zu gerathen. Daß dem praktischen Theologen freilich aus dieser Ueberführung der Vorstellung in den Begriff, auch wenn er sich für seine Person dabei zu beruhigen wisse, noch immer wenigstens in seinem Verhältniß zur Gemeinde ernsthafte Schwierigkeiten erwachsen können, will Strauß nicht bestreiten. Aber diese Collision, bemerkt er, sei nicht durch den Fürwitz eines Einzelnen gemacht, sondern durch den Gang der Zeit und die Entwicklung der christlichen Theologie nothwendig herbeigeführt; und wenn sich viele ihrer dadurch erwehren, daß sie sich des Studiums und Denkens oder doch des freien Redens und Schreibens enthalten, so gebe es doch andere, die ungeachtet aller Anfechtungen frei bekennen, was nicht mehr verborgen werden könne. „Und die Zeit wird lehren — so schließt er —

ob mit diesen oder mit jenen der Kirche, der Menschheit, der Wahrheit besser gedient ist."

Das Leben Jesu machte gleich bei seinem ersten Erscheinen einen Eindruck, wie ihn selten eine theologische oder philosophische Schrift gemacht hat. War es auch nicht zum erstenmal, daß von mythischen Bestandtheilen in der Bibel gesprochen wurde, so war doch diese Annahme bis dahin weit schüchterner aufgetreten, und sie hatte sich namentlich im Neuen Testament auf wenige und in dogmatischer Beziehung minder wichtige Erzählungen beschränkt. Jetzt dagegen wurde sie auf das Ganze der evangelischen Ueberlieferung in einem solchen Umfang und mit einer so rücksichtslosen Folgerichtigkeit angewendet, daß ihr geschichtlicher Kern sich völlig zu verflüchtigen oder doch auf ein Kleinstes einzuschrumpfen drohte; und dieses Ergebniß war nicht eine leicht hingeworfene Behauptung, sondern es war durch eine in alle Einzelheiten mit gelehrter Gründlichkeit eingehende Untersuchung, durch eine umfassende, alle Möglichkeiten erwägende, den Gegnern jeden Ausweg verlegende Prüfung der verschiedenen Ansichten gewonnen. Man hatte es nicht mit dem Handstreich eines kecken Partheigängers, sondern mit einem wohlüberlegten, mit dialektischer Meisterschaft geleiteten, mit der Kraft einer tiefen wissenschaftlichen Ueberzeugung ausgeführten Angriff auf den Mittelpunkt der eigenen Stellung zu thun; und dieser Angriff erschien um so gefährlicher, da sich das Werk, in

dem er gemacht war, auch durch eine Schönheit der Sprache, eine Gewandtheit und Durchsichtigkeit der Darstellung auszeichnete, wie sie bis dahin bei wissenschaftlichen Arbeiten in Deutschland fast unerhört war. Kann man sich wundern, wenn alsbald nach dem Erscheinen seiner Schrift gegen den verwegenen Kritiker der heftigste Sturm ausbrach; wenn Berufene und Unberufene herbeistürzten, um den gefahrdrohenden Brand zu löschen; wenn außer den geschulten Truppen auch vom Landsturm, außer den sachgemäßen und der wissenschaftlichen Sitte entsprechenden, vielfach auch mit unerlaubten oder stumpfen Waffen gegen ihn gekämpft wurde? Mehrere Jahre lang drehte sich nicht blos in Deutschland fast die ganze theologische Literatur um Strauß' Leben Jesu, sondern auch außerdeutsche Länder nahmen an demselben, wie seine englische und französische Uebersetzung beweisen, ein lebhaftes Interesse; hunderte von Gegenschriften, jeden Tons und Umfangs, erschienen; von ihm selbst war schon 1838 die dritte Auflage nöthig geworden, welcher bald darauf die vierte folgte; und wer von jenen Jahren aus eigener Erinnerung erzählen kann und die Stimmung in verschiedenen Theilen Deutschlands kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hat, der wird es bestätigen müssen, daß keine wissenschaftliche oder literarische Erscheinung seitdem zu einer so allgemeinen und lebhaften Erregung der Geister den Anstoß gegeben hat.

Was für ein Mann war es nun aber eigentlich, gegen

den alle diese Angriffe sich richteten, der diesen Erisapfel in die Zeit geworfen hatte? Die Frage lag um so näher, da der Verfasser des Lebens Jesu sich bis dahin erst durch einige Recensionen in die wissenschaftliche Welt eingeführt hatte, in denen sich allerdings bereits eine ungewöhnliche kritische und schriftstellerische Befähigung erkennen ließ. Aber wie es so oft geht: wer ihn nur nach seiner Schrift und den nächsten Wirkungen derselben beurtheilte, der machte sich fast unfehlbar ein falsches Bild von ihm; und dieß auch dann, wenn er nicht zu der großen Zahl derer gehörte, die nicht begriffen oder nicht begreifen wollten, daß auch andere als unsittliche und verworfene Menschen den Glaubensvorstellungen entgegentreten können, an denen s i e hiengen, daß man auch durch seine Wahrheitsliebe und sein Gewissen genöthigt werden könne, das, was den meisten heilig und unantastbar ist, zu bezweifeln und zu bestreiten. Schon in seiner äußeren Erscheinung entsprach Strauß der Vorstellung durchaus nicht, welche sich wohl die meisten nach seinem Werke über ihn gebildet hatten; und wenige würden hinter den feinen Linien des jugendlichen Gesichtes, der leicht vorgebeugten Haltung des Kopfes, dem sinnig gesenkten Auge, das mit seinem eigenthümlichen, auf Schwäche des Organs hindeutenden Aufschlag den Eindruck einer fast jungfräulichen Schüchternheit machte, den kühnen, seinen Gegenstand mit wissenschaftlicher Kälte erbarmungslos zergliedernden Kritiker gesucht haben.

Gelang es sodann ihm persönlich näherzutreten, so fand man einen geistvollen, vielseitig gebildeten Mann, und in vertrauterem Kreise einen lebendigen, heitern, liebenswürdigen Gesellschafter und einen vortrefflichen Erzähler, mit dem feinsten Verständniß für alles Naive und Humoristische, nach der gemüthlichen wie nach der komischen Seite; zugleich aber eine zarte, feinfühlige, künstlerisch angelegte Natur, die sich in der Reinlichkeit und inneren Geschlossenheit ihres Wesens ihre Kreise nicht stören lassen mochte, die jedes persönliche Hervortreten eine gewisse Ueberwindung kostete, und die bei einer rauhen Berührung sich leicht verletzt und scheu in sich zurückzog. Daneben zeigten sich nun freilich scharf ausgeprägt jene Züge eines männlichen Charakters, welche an dem öffentlichen Auftreten des Schriftstellers zunächst in's Auge fielen: ein rasch und kräftig auflodernder Zorn, ein entschieden durchgreifender Wille, ein wissenschaftlicher Muth, der, wenn es sein mußte, der Meinung der ganzen Welt Trotz bot. Aber es war nicht ganz leicht, den inneren Einheitspunkt dieser scheinbar so weit auseinandergehenden Eigenschaften zu finden: in der Tiefe des Gefühls die Geburtsstätte des energischen Wollens, in der Feinheit des ästhetischen Geschmacks eine von den Wurzeln der kritischen Spürkraft, in der unbefangenen Freude am Naturwüchsigen und Naiven den gleichen Zug seines Geistes zu erkennen, der Strauß auch in der Wissenschaft zum Feind aller nebelhaften Vorstellungen und aller ab-

strakten Formeln, alles erkünstelten und innerlich unwahren gemacht hat; die Empfindlichkeit gegen Störungen, welcher Art sie nun sein mochten, und die mit ihr verbundene wissenschaftliche Tapferkeit auf dieselbe Quelle zurückzuführen: auf den Idealismus, der zunächst zwar das eigene innere Leben harmonisch gestalten und zu einem befriedigenden Abschluß bringen will, der sich aber ebendeßhalb energisch und rücksichtslos gegen dasjenige wendet, was eine Anerkennung von ihm verlangt, die er ihm versagen muß.

Wie viel Strauß mit seinem Werke gewagt hatte, davon sollte er bald eine Probe erhalten. Noch vor dem Erscheinen seines zweiten Bandes wurde er von seiner Repetentenstelle in Tübingen entfernt und ihm statt dessen ein Lehramt an dem Lyceum seiner Vaterstadt übertragen. Es wäre wohl das beste gewesen, diesen Auftrag von vorne herein abzulehnen und als Lehrer der Philosophie in Tübingen aufzutreten, wo man sich der Habilitation in der philosophischen Facultät schwerlich widersetzt hätte, und vielleicht selbst einer Anstellung damals noch nicht der gleiche Widerstand entgegengetreten wäre, der später allerdings jeden, welcher Strauß' Ansichten theilte, selbst von einer philosophischen Professur ausschloß. Aber sei es, daß seine altbürgerliche Solidität sich vor einer so unsicheren Laufbahn scheute, sei es, daß er sich nicht an eine philosophische Lehrthätigkeit binden wollte, während er sich als Meister der theologischen Kritik fühlte und

in dieser noch so vieles für sich zu thun sah: genug, Strauß verstand sich zu dem unwillkommenen Amt, und nachdem er noch ein paar Monate außerhalb des Seminars in Tübingen geblieben war, trat er es im Herbst 1835 an. Allein auf die Dauer konnte ihm der Aufenthalt in einer Stadt, die ihm weder wissenschaftliche Hülfsmittel noch wissenschaftlichen Verkehr bot, kaum zusagen, der Unterricht von unreifen Knaben, den er in 17 wöchentlichen Stunden zu ertheilen hatte, ihn unmöglich befriedigen. Dazu kam aber noch etwas weiteres. Er wohnte in Ludwigsburg, wie dieß an sich das natürlichste, und unter den gegebenen Umständen gar nicht zu umgehen war, im Hause seiner Eltern; kam aber dadurch in fortwährende Reibung mit dem Vater, der seine Ansichten und ihr kühnes Hervortreten im „Leben Jesu" von Hause aus mißbilligte und gegen den ungerathenen Sohn um so unwilliger wurde, je stärker der Sturm anwuchs, den dieser gegen sich heraufbeschworen hatte. Es gab peinliche Auftritte, Strauß' Mutter hatte unter dem Mißverhältniß zwischen Gatten und Sohn schwer zu leiden, und es war alle Zeit, daß sich dieser einer unleidlich gewordenen Lage entzog, als er im Herbst 1836 die Stelle, die er ein Jahr lang bekleidet hatte, aufgab und nach Stuttgart gieng, um seine Zeit ungetheilt seinen literarischen Arbeiten zu widmen*).

---

*) Strauß bespricht die obenberührten Verhältnisse Kl. Schr. N. F. S. 264 f.

An Veranlassung dazu fehlte es nicht. Schon im ersten Jahr nach der Vollendung des Lebens Jesu zeigte sich die Nothwendigkeit einer zweiten Auflage, der bald, wie bemerkt, eine dritte und vierte folgten. Strauß benützte diese Gelegenheit zur erneuerten Prüfung, Berichtigung und Ergänzung seines Werkes auf's gewissenhafteste, und auch den Einwendungen der Gegner verschloß er sich nicht; aber nachdem er ihnen in der dritten Auflage, namentlich in Betreff des Johannesevangeliums, erhebliche Zugeständnisse gemacht hatte, überzeugte er sich doch schließlich, daß er ihnen mehr eingeräumt habe, als er nöthig gehabt hätte, und als sich mit der folgerichtigen Durchführung seines Standpunkts vertrug, und nahm in der vierten die meisten von jenen Zugeständnissen wieder zurück. Neben der Revision beschäftigte ihn aber auch die Vertheidigung seines Werks. Nach allen den Angriffen und Vorwürfen, den Einwendungen, Mißverständnissen und Mißdeutungen, denen seine Schrift und seine Person seit dem ersten Erscheinen des Lebens Jesu ausgesetzt waren, schien es ihm an der Zeit, mit den hervortretendsten von seinen Gegnern sich eingehender auseinanderzusetzen und gründlicher abzurechnen, als dieß in gelegenheitlichen Anmerkungen der zweiten Auflage geschehen konnte; und er glaubte sich dabei keineswegs nur auf die Abwehr der Angriffe beschränken zu sollen, sondern er gieng auch seinerseits zum Angriff vor: er wollte nicht blos die Haltbarkeit der Gründe untersuchen, die

man gegen ihn in's Feld geführt hatte, sondern auch den Standpunkt und das Verfahren der Gegner schildern, ihre Schwächen an's Licht stellen, jedem Einzelnen gegenüber die Frage nach der Berechtigung seines Auftretens durch eine umfassende Analyse seines wissenschaftlichen und schriftstellerischen Charakters zum Austrag bringen. In diesem Sinn besprach er im ersten von den drei Heften seiner Streitschriften*) „Dr. Steudel oder die Selbsttäuschungen des verständigen Supranaturalismus unserer Tage"; im zweiten die Angriffe von zwei Laien, von denen der eine ebenso fanatisch, der andere ebenso hochfahrend, als unberufen und unwissend, sich in den theologischen Streit gemischt hatte: Eschenmayer und Menzel; das dritte war Hengstenberg und der evangelischen Kirchenzeitung, der Hegel'schen Schule und den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, der Vermittlungstheologie und ihrem Hauptorgan, den „Studien und Kritiken" gewidmet. Auch in diesen Erörterungen zeigte sich nun die gleiche Meisterschaft, wie im Leben Jesu. Strauß' Streitschriften sind eine polemische Leistung, wie die gesammte deutsche Literatur seit Lessing in dieser Gattung keine glänzendere aufzuweisen hat. Mag er nun Steudel die Selbsttäuschungen eines Supranaturalismus, der viel tiefer, als er wußte, vom

*) Streitschriften zur Vertheidigung meiner Schrift über das Leben Jesu und zur Charakteristik der gegenwärtigen Theologie. 3. H. 1837.

Rationalismus angesteckt war, die Fehlgriffe seiner Apologetik, die Verschrobenheit seiner Schrifterklärung, oder Eschenmayer, dem geistergläubigen Philosophen, die trübe Gedankenlosigkeit seines Fanatismus nachweisen; mag er uns Menzel als Literarhistoriker und Kunstrichter, oder Hengstenberg als Ketzerrichter vorführen; mag er mit der Hegel'schen Schule über die theologischen Consequenzen ihres Systems, oder mit Ullmann über die Tragweite der Zugeständnisse verhandeln, welche dieser Theolog der Kritik gemacht hatte: überall finden wir die genaue und gründliche Arbeit, das sichere Wissen, die siegreiche Dialektik, wodurch sich schon das ältere Werk auszeichnete; und dabei eine Gewandtheit der Darstellung, einen Reichthum an überraschenden Wendungen, an anschaulichen und schlagenden Bezeichnungen, eine scharf treffende Charakteristik von Personen und Standpunkten, einen überlegenen, nicht selten vernichtenden Humor, welcher sich hier ungleich stärker als dort geltend machen konnte. Ihrem Inhalt nach haben die Auseinandersetzungen mit den Hegelianern und mit Wolfgang Menzel das größte Interesse. Jene, weil nicht allein die Scholastik der althegel'schen Orthodoxie, zu deren Vorkämpfer sich in diesem Fall Bruno Bauer aufgeworfen hatte, nach Gebühr abgefertigt, sondern auch Hegel's eigene Stellung zu den Fragen der Evangelienkritik und der Christologie eingehend untersucht wird; diese, weil sie mit der Züchtigung eines anmaßenden und oberflächlichen Literaten,

der Jahrzehende lang in der Kritik, der literarischen und der politischen Geschichte das große Wort geführt und mit seiner moralisch-politischen Ketzerrichterei einen wahren Terrorismus ausgeübt hatte, eine Fülle von gesunden Urtheilen und feinen Bemerkungen, theils über einzelne Männer, wie Göthe und Johannes Müller, theils über allgemeinere Fragen, wie die nach der Anwendbarkeit des moralischen Maßstabs auf die Kunst, verbindet. Zu der von Strauß beabsichtigten Fortsetzung der Streitschriften kam es nicht, da er in der Ausarbeitung derselben durch die Nothwendigkeit einer dritten Auflage des Lebens Jesu unterbrochen wurde, und nun das, womit jene sich hatte beschäftigen sollen, im wesentlichen in das Hauptwerk selbst aufnahm.

Im Dezember 1837 schrieb mir Strauß, als eben die dritte Auflage des Lebens Jesu unter die Presse kommen sollte: wenn er einmal damit fertig sei, wolle er so bald keine theologische Feder mehr anrühren. Und wir haben wirklich von ihm aus diesem und den nächsten zwei Jahren mehrere Arbeiten, welche mit seinen theologisch-kritischen Untersuchungen in keinem Zusammenhang stehen: die Anzeigen von Hoffmeister's und Hinrichs' Werken über Schiller, von Auerbach's Spinoza, von einigen Schriften über Magnetismus und Besessensein, deren er auch schon 1836 zwei (von Kerner) recensirt hatte, und anderes; ferner die früher erwähnte Schilderung Kerner's, und endlich die werthvolle, in die Persönlichkeit,

die Schriften und Ansichten der beiden Männer ausführlich eingehende Abhandlung über Schleiermacher und Daub. Gehört aber schon die letztere ihrem Hauptinhalt nach wenigstens der Geschichte der Theologie an, so ist ein anderes Erzeugniß der gleichen Zeit, die Selbstgespräche über „Vergängliches und Bleibendes im Christenthum", ein noch unmittelbarerer Beweis dafür, daß es mit dem Niederlegen seiner theologischen Feder bei Strauß damals noch gute Wege hatte. Diese Selbstgespräche sind nämlich nichts anderes, als eine Antwort auf die Frage, was eine Ansicht, wie die seinige, von der Religion und dem Christenthum noch übrig lasse; und diese Antwort ist in einem so versöhnlichen Geiste gehalten, daß ihr Verfasser in seinem Recht war, wenn er sie (1839) mit dem Artikel über Kerner unter dem Titel: „Zwei friedliche Blätter" zusammenfaßte, während er die Abhandlung über Schleiermacher und Daub (in demselben Jahre) mit seinen übrigen kleineren Arbeiten in den „Charakteristiken und Kritiken" vereinigte. Zunächst nämlich werden hier zwar die Hauptergebnisse seines kritischen Werkes theils wiederholt, theils nach der dogmatischen Seite erweitert. Er setzt kurz und bündig auseinander, wie die Aussicht auf eine jenseitige Vergeltung für unsere Zeit nicht mehr die Bedeutung einer sittlichen Triebfeder haben könne und dürfe; wie ebensowenig die Auferstehung Christi den Grund unseres Glaubens an denselben abgeben könnte, selbst wenn sich ihre Thatsächlichkeit und ihr wun-

derbarer Charakter sicherer feststellen ließe, als dieß in Wahrheit der Fall sei; wie die Erlösung durch sein stellvertretendes Leiden und Sterben mit unsern moralischen Begriffen sich nicht mehr vertrage, und deßhalb sein Tod als äußere Thatsache nicht sowohl für die Religion selbst, als vielmehr nur für die Religionsgeschichte und die religiöse Bildersprache noch Werth habe; wie von den Wundern der evangelischen Geschichte nur solche uns nicht undenkbar seien, welche sich schließlich wohl als etwas ungewöhnliches, aber nicht als etwas übernatürliches betrachten lassen, welche daher keinerlei religiös-dogmatische Beweiskraft haben; wie weder die übernatürliche Erzeugung, noch die gottmenschliche Natur Christi in unserem Denken noch Raum finde, und der Kultus des Genius der einzige sei, welcher den Gebildeten dieser Zeit noch übrig geblieben. Aber eben dieser Gedanke dient ihm nun als Brücke, um in weiterer Verfolgung der Andeutungen, welche er hierüber schon im dritten Heft der Streitschriften gegeben hatte, für den Stifter des Christenthums doch wieder den Vorzug, daß er ein Höchstes in seiner Art sei, zu gewinnen. Näher soll sich dieser Vorzug darauf gründen, daß der religiöse Genius als solcher durch die harmonische Vollendung seines inneren Lebens sich von allen andern unterscheide und über sie erhebe; auf dem religiösen Gebiet selbst aber das Höchste, die vollendete Einheit des menschlichen Selbstbewußtseins mit dem Gottesbewußtsein, dann erreicht sei, wenn jenes so,

wie in Jesus, in allen seinen Bewegungen sich rein von diesem bestimmen lasse, und dieses Bestimmtwerden zugleich als seine eigenste Selbstbestimmung wisse und empfinde. Strauß nähert sich daher hier der Schleiermacher'schen Christologie so weit an, daß er erklärt: so wenig die Menschheit jemals ohne Religion sein werde, so wenig werde sie je ohne Christum sein, und je weniger wir Lehren und Meinungen ängstlich festhalten, welche dem Denken zum Anstoß gereichen müßten, um so sicherer bleibe uns Christus als das Höchste, was wir in religiöser Beziehung kennen, als derjenige, ohne dessen Gegenwart im Gemüthe keine vollkommene Frömmigkeit möglich sei. Wie seine letzte Schrift den Punkt seiner weitesten Entfernung vom positiven Christenthum bezeichnet, so bezeichnen die Selbstgespräche über Vergängliches und Bleibendes den der größten Annäherung an dasselbe; wie er ja gleichzeitig in der dritten Auflage des Lebens Jesu auch in Betreff der historisch-kritischen Fragen seine Bereitwilligkeit zur Verständigung mit den freisinnigeren unter seinen Gegnern an den Tag legte. Später sah er allerdings in der Stimmung, aus der jene Schrift hervorgegangen war, etwas ungesundes; er bemerkte, der Schreck, sich so allein zu sehen, sei ihm in die Glieder gefahren gewesen, und habe ihn zu dem verfehlten Versuch verleitet, den Zusammenhang zwischen sich und der mehr oder minder gläubigen Menschheit mittelst eines, wenn auch noch so schmalen und schwankenden Stegs

zu ermöglichen; wenn er auch der Freundin nicht widersprechen wollte, die es rührend fand, daß er in den Selbstgesprächen so viel guten Willen habe, und doch seine Ueberzeugung aus allen Formen der Rücksicht hervorbreche.

Es war ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß um dieselbe Zeit, in der in Strauß' eigener Stimmung diese Wendung eintrat, sich ihm auch die Aussicht eröffnete, als theologischer Lehrer an einer Universität zu wirken, indem ihm um den Anfang des Jahres 1839 von der freisinnigen Züricher Regierung an der dortigen Hochschule eine Professur der Theologie angeboten wurde. Er seinerseits fand in seinen wissenschaftlichen Ueberzeugungen keinen Grund, einen Ruf abzulehnen, der ihm die Gelegenheit eröffnete, für diese Ueberzeugungen in voller Freiheit thätig zu sein. Aber noch ehe er das neue Amt antreten konnte, sah sich die Regierung, die ihn berufen hatte, durch die eifrig genährte und geschickt geleitete Aufregung des Volkes veranlaßt, ihn wieder zur Ruhe zu setzen; ohne daß sie doch durch diese Nachgiebigkeit den Sturm hätte beschwören können, welcher in dem bekannten Aufstand vom September 1839 zum Ausbruch kam. Damit war Strauß die Hoffnung abgeschnitten, jemals zu der Lebensstellung und Wirksamkeit zu gelangen, die seiner Natur und seinen Wünschen mehr, als jede andere, entsprach, und für die er schon längst eine so hervorragende Befähigung bewiesen hatte. Es war

entschieden, daß er sein Leben lang das entbehren solle, dessen Entbehrung gerade auf ihm besonders schwer lasten mußte, die regelmäßige Berufsthätigkeit und alle die Anregung, Erfrischung und Befriedigung, die sie mit sich bringt, daß er wie ein Verfehmter unter die öffentlich anerkannten Vertreter der Wissenschaft, so weit er auch den meisten derselben überlegen sein mochte, keinen Zutritt finden, bei allem Lehrtalent wegen „moralischer Unbrauchbarkeit" nicht als Lehrer wirken könne; denn auch in eine philosophische Facultät, der er in mehr als Einem Fach die bedeutendsten Dienste hätte leisten können, ist er niemals vorgeschlagen oder berufen worden. Es war ihm wohl gelungen, seinem Namen in der Geschichte der Wissenschaft eine bleibende Bedeutung zu sichern, in jungen Jahren sich zum Mittelpunkt einer geistigen Bewegung von unberechenbarer Tragweite zu machen; aber er mußte schwer dafür büßen, daß es ihm seine Ueberzeugung zur Pflicht gemacht hatte, die aller andern einer so schonungslosen und so schwer zu widerlegenden Kritik zu unterziehen.

In demselben Jahr, in welcher die Züricher Berufungsgeschichte mit ihren Aufregungen, ihren Verdrießlichkeiten und ihrem ungünstigen Ausgang spielt, traf unsern Freund noch ein zweiter schwerer Schlag: der Tod seiner Mutter. Früher Jahre lang krank, hatte sie sich um die Zeit, in der Strauß sein elterliches Haus das erstemal verließ, wieder erholt, und sich während eines

Jahrzehends, wenn auch zart und schwach, einer leidlichen Gesundheit erfreut. In den letzten Jahren hatte sich dieß aber, nicht ohne Mitwirkung der früher berührten peinlichen Verhältnisse, geändert, ein wiederholter Besuch des nahen Bades, das ihr früher Hülfe gebracht hatte, blieb erfolglos, und im März 1839 erlag sie einer raschen Verschlimmerung ihres Leidens. Damit hatte auch das elterliche Haus für Strauß seinen Reiz und Werth verloren; zwei Jahre später (im April 1841) starb auch sein Vater.

Um so energischer warf sich Strauß auf das einzige, was ihm über die schmerzlichen und widrigen Erlebnisse weghelfen konnte, seine wissenschaftliche Arbeit. Sein Leben in Stuttgart war äußerst zurückgezogen und einfach. Mehrere Jahre wohnte er allein in einem kleinen Gartenhause hinter der Charlottenstraße, das er seinem Geschmacke gemäß auf's bescheidenste möblirt hatte; neben dem regelmäßigen Verkehr mit einigen näheren Freunden bildete ein kurzer Spaziergang, dann und wann der Besuch eines Theaters oder Concerts und im Sommer eine kleine Reise, seine einzige Erholung. Dagegen gieng er jeder größeren und geräuschvolleren Geselligkeit fast ängstlich aus dem Wege, und wenn er sich den Besuchen, welche die Neugierde oder die Bewunderung zu ihm führte, nicht entzog, so that er doch auch nichts, um sie aufzumuntern, wo er nicht ein ernsteres Interesse für seine wissenschaftlichen Forschungen wahrnahm. Er wollte jede Störung

fernhalten, um sich der Arbeit mit gesammelter Kraft zu widmen, und faßte nun zunächst Eine Aufgabe in's Auge, die er sich schon vor Jahren gestellt hatte. Wir haben gehört, wie er noch vor dem Plane zum Leben Jesu den einer Dogmatik entworfen hatte, welcher dann aber in der Ausführung von jenem überholt und auf einige Zeit in den Hintergrund gedrängt wurde*). Jetzt kehrte er zu demselben zurück: er beschloß, seiner Arbeit über die evangelische Geschichte eine ähnliche Arbeit über die christliche Glaubenslehre zur Seite zu stellen, für welche er die Vorstudien, ursprünglich als Vorbereitung für eine in Zürich zu haltende Vorlesung, schon theilweise gemacht hatte. Von den zwei Bänden derselben wurde der erste im Winter 1839—40, der zweite im Winter 1840—41 ausgearbeitet, jener erschien 1840, dieser 1841. Aber wie Strauß' Leben Jesu zu einer Kritik der Erzählungen über das Leben Jesu geworden war, so wurde seine Dogmatik zu einer Kritik der christlichen Dogmatik. Die allgemeine Richtschnur dieser Kritik, der Maßstab, welcher an die überlieferten Glaubenssätze angelegt wurde, war der Standpunkt der modernen Wissenschaft und insbesondere der der Hegel'schen Religionsphilosophie, mit welcher Strauß, wenigstens damals, theils in der ihr zu Grunde liegenden spekulativen Theologie, theils auch in der Voraussetzung übereinstimmte, daß es sich bei den

---

*) Vgl. S. 27 und Strauß Glaubensl. Vorr.

Dogmen wesentlich um die wissenschaftliche Richtigkeit der Glaubens vorstellungen handle, daß sich daher ihre Berechtigung und Bedeutung nach dem Verhältniß der Uebereinstimmung oder des Widerstreits bestimme, in dem sie zu den Ergebnissen der neueren Wissenschaft und namentlich zu denen des Hegel'schen Systems stehen. Weil aber der Kritiker überzeugt ist, daß dieses Verhältniß sich nicht zufällig, sondern mit innerer Nothwendigkeit, nach allgemeinen geschichtlichen Gesetzen gemacht habe, fällt die Kritik des Dogma für ihn mit der Darstellung seiner geschichtlichen Bildung und Auflösung, mit der richtig verstandenen und angewandten Dogmengeschichte zusammen; und nur dadurch, daß sie sich an die letztere anlehnt, kann sie ihr Recht unwidersprechlich beweisen. „Die subjektive Kritik des Einzelnen — sagt er — ist ein Brunnenrohr, das jeder Knabe eine Weile zuhalten kann: die Kritik, wie sie im Laufe der Jahrhunderte sich objektiv vollzieht, stürzt als ein brausender Strom heran, gegen den alle Schleussen und Dämme nichts vermögen". „Die wahre Kritik des Dogma ist seine Geschichte"*). Strauß' Verfahren ist demnach dieses. Er durchgeht nach systematischer Reihenfolge die sämmtlichen Hauptstücke der Apologetik und Dogmatik; er giebt bei jedem zunächst eine Darstellung der biblischen Lehre; er zeigt, wie sich aus dieser, in den meisten Fällen erst nach längerem Schwan-

*) Glaubensl. I, X. 71.

ken und unter zunehmender Ausscheidung abweichender, als ketzerisch verworfener Annahmen, die Lehrbestimmungen der alten, der mittelalterlichen und der protestantischen Kirche herausbildeten; wie aber sofort auch in den Fragen, welche sie unbeantwortet, den Gegensätzen, welche sie unversöhnt, den Widersprüchen, welche sie ungelöst ließen, die Kritik der Socinianer, Arminianer, Deisten, Rationalisten u. s. f. bis auf Schleiermacher und Hegel herab einsetzte; er prüft die mancherlei Versuche, die gemacht wurden, um diese Kritik theils zu widerlegen, theils auf minder wesentliches zu beschränken; und er zieht schließlich aus allen diesen Betrachtungen und Erwägungen das Ergebniß, um festzustellen, wie viel von jedem Glaubensartikel der heutigen Wissenschaft gegenüber sich noch halten läßt. Seine Schrift soll, wie dieß schon ihr Titel ausdrückt, „die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft" darstellen; „sie soll (Vorr.) der dogmatischen Wissenschaft dasjenige leisten, was einem Handlungshause die Bilanz leistet"; sie soll „eine Uebersicht über den dogmatischen Besitzstand geben", und diese ist, wie Strauß glaubt, „in unseren Tagen um so dringenderes Bedürfniß, als sich die Mehrzahl der Theologen hierüber die größten Illusionen macht". „Man schlage, sagt er, den Abzug, den die Kritik und Polemik der zwei letzten Jahrhunderte vom alten theologischen Grundstocke gemacht haben, viel zu gering an, und dagegen die zweideutigen

Hülfsquellen, die man in der Gefühlstheologie und mystischen Philosophie des gegenwärtigen gefunden zu haben glaube, viel zu hoch. Man meine die Processe, welche über jene Ausfälle noch obschweben, zum größeren Theil schon gewonnen zu haben und aus den neueröffneten Schachten der reichsten Ausbeute gewiß zu sein. Es könnte aber der Fall eintreten, daß jene Processe sämmtlich an Einem Tage verloren giengen: und wenn dann zudem noch diese neuen Gruben die Hoffnung täuschten, so wäre das Falliment unvermeidlich.“ Was er hier im Vorwort als möglichen Fall in Aussicht stellt, das läßt uns die Schrift selbst allerdings als seine Meinung erkennen. Nicht blos die positiven Lehren, welche der Rationalismus schon längst in Anspruch genommen hatte, werden von Strauß mit der doppelten Waffe philosophischer und historischer Kritik in entscheidender, alle früheren Einwürfe zusammenfassender und verschärfender Weise bekämpft; sondern auch gegen diejenigen Voraussetzungen, welche die Gegner der kirchlichen Dogmatik bisher in der Regel mit ihren Vertheidigern getheilt hatten, die Persönlichkeit Gottes, den Schöpfungsbegriff, die persönliche, auf's Einzelne gerichtete Weltregierung, die persönliche Fortdauer nach dem Tode, wendet sich Strauß so nachdrücklich und unumwunden, daß der allgemeinste und heftigste Widerspruch nicht ausbleiben konnte. Hatte er bei den Angriffen auf jene positiven Glaubensartikel eine weit verbreitete Denkweise hinter

sich, so waren es hier nur wenige Vorgänger, auf die er sich stützen konnte; und von diesen war ein Spinoza und Fichte in theologischer Beziehung bei den meisten so übel berufen, ein Schleiermacher umgekehrt hatte die Folgesätze seines Pantheismus so geschickt zu verstecken und mit den Aussagen seines christlichen Bewußtseins zu verschmelzen gewußt, daß die Mehrzahl seiner Verehrer sie kaum bemerkte, oder so weit dieß der Fall war, sie als leichte, ob auch immerhin bedauerliche Flecken am Bilde des großen Mannes bereitwillig entschuldigte. Strauß dagegen stand kein solcher Entschuldigungsgrund zur Seite: er konnte weder ein anderweitiges Verdienst um die Kirche für sich anführen, noch hatte er im Aussprechen seiner Ueberzeugung irgend eine Zurückhaltung beobachtet; er war vielmehr ausdrücklich darauf ausgegangen, das Verhältniß des christlichen Glaubens zur Wissenschaft unseres Jahrhunderts vollständig zu klären; er war überzeugt (I, 356), falsche Vermittlungsversuche seien genug gemacht, nur Scheidung der Gegensätze könne weiter führen, und er verlangte, daß der Glaubende den Wissenden, wie dieser jenen, ruhig seine Straße ziehen lasse: „wenn es aber den Ueberfrommen gelingen sollte, uns aus ihrer Kirche auszuschließen, so werden wir dieß — erklärt er — für Gewinn achten.“ Aber trotzdem ist es nicht seine Absicht, die Fäden seinerseits zu durchschneiden, welche auch von seinem Standpunkt aus zur Zeit noch in die Kirche herüberreichten. Er be-

streitet wohl Hegel's Behauptung, daß die Religion und die Philosophie ihrem Inhalt nach identisch und nur der Form nach verschieden seien, aber er erkennt an, daß es Eine und dieselbe Vernunft sei, welche ihren reinsten Ausdruck in der Philosophie finde, welche aber auch die Thätigkeit der Vorstellung beherrsche und durch die aufsteigende Reihe der Religionen zu immer größerer Annäherung an die Wahrheit leite (I, 22); und über die christliche Religion insbesondere sagt er (I, 30): es sei gleich einseitig, in ihr nur die Einheit des Göttlichen und des Menschlichen oder nur ihre Trennung sehen zu wollen. Denn so weit sie von dem Monismus der neueren Spekulation entfernt sei, und so leicht der Punkt der Einigung jener beiden Seiten in's unmerkliche verschwinden könne, so sei es doch eben dieser verschwindende Punkt, dem das Christenthum seine weltgeschichtliche Macht verdanke. Der Dualismus von Göttlichem und Menschlichem sei lange vor ihm auf's schärffste ausgebildet gewesen; erst die in der Person Christi vollzogene Verbindung der beiden Seiten habe neues geistiges Leben gezeugt. Dieß lautet doch immer noch als Einleitung zu einem so umfassenden Angriff auf das ganze Gebäude der christlichen Glaubenslehre versöhnlich genug: die Frage, welche Strauß dreißig Jahre später nicht mehr zu bejahen vermochte: „sind wir noch Christen?" würde er damals schwerlich schon verneint haben.

Als wissenschaftliche und schriftstellerische Leistung

steht die Glaubenslehre hinter dem Leben Jesu so wenig zurück, daß sie vielmehr noch eine größere Reife der Kunst zeigt. Das gründliche und umfassende dogmengeschichtliche Wissen, welches bei allen einigermaßen erheblichen Punkten unmittelbar aus den ersten Quellen geschöpft ist, die vollendete Beherrschung des unermeßlichen Materials, die Kunst, mit der das bedeutendste skizzirt und das kleinste an der richtigen Stelle eingefügt ist, der sichere Wurf der Zeichnung, die gelungene Vertheilung von Licht und Schatten, die treffende Charakterisirung jeder Ansicht und jedes Standpunkts; die scharfe Wahrnehmung, die gewandte Nachweisung der schwachen Seiten, der Lücken und Widersprüche in den dogmatischen Sätzen und Systemen, die geschickte Benützung alles dessen, was die Vorgänger brauchbares an die Hand gaben; die plastische Anschaulichkeit des Ausdrucks, die Durchsichtigkeit der Anordnung und der Darstellung, die geistvolle Lebendigkeit der Sprache — alle diese Vorzüge treten in der Glaubenslehre ebenso stark oder noch stärker hervor, als in dem früheren Werke, und wenn es das letztere, namentlich bei den vielen sich einförmig wiederholenden Wundererzählungen, nicht vermeiden konnte, bisweilen in ermüdende Einzelheiten einzugehen, so ist jene bei einer größeren Mannigfaltigkeit ihres Gegenstandes von Anfang bis zu Ende gleich sehr geeignet, den Leser auf jedem Punkte zu fesseln. Daß sie jedoch eine ebenso starke Bewegung hervorbringen werde, wie das Leben Jesu, ließ

sich schon deßhalb nicht erwarten, weil ihr dieses einen beträchtlichen Theil ihrer Wirkung vorweggenommen hatte; und dazu kam, daß gleichzeitig mit dem zweiten Band der Glaubenslehre in Feuerbachs „Wesen des Christenthums“ eine Schrift erschien, die der Straußischen ihrem Inhalt und ihrer Richtung nach verwandt, mit Geist und Feuer geschrieben, durch ihre populärere und zugleich radikalere Haltung einem Theile des Publikums noch besser zusagte. Nichtsdestoweniger machte auch dieses zweite Hauptwerk des berühmten Kritikers, wie man schon an der Zahl und an dem gereizten Ton der Gegenschriften sehen konnte, einen solchen Eindruck, und es war an sich selbst so bedeutend, daß sich ihm nichts von allem, was seit Schleiermacher's Dogmatik ähnliches erschienen ist, in dieser Beziehung zur Seite stellen läßt.

Nach der Vollendung der Glaubenslehre trat in der theologischen Schriftstellerthätigkeit ihres Verfassers eine Pause ein, die mehr als 20 Jahre andauerte und erst i. J. 1864 durch das „Leben Jesu für das deutsche Volk“ unterbrochen wurde. So befremdend dieß aber bei einem Mann erscheinen könnte, der mit dieser reichen theologischen Bildung und Gelehrsamkeit ausgerüstet, schon bei seinem ersten Auftreten auf diesem Gebiete sich einen europäischen Namen gemacht hatte, so begreift es sich doch aus Strauß' Individualität und aus der Wendung, die theils sein äußeres Leben, theils seine theologischen Ansichten genommen hatten. Wie Goethe seine Gedichte zunächst

für sich selbst verfaßte, so verhielt es sich in gewissem Sinn auch mit Strauß, der überhaupt in seiner Sensibilität und in seinem Bedürfniß einer ungestörten individuellen Entwicklung dem von ihm mit der vollen Wärme einer congenialen Natur bewunderten Dichter verwandt war. Er griff zur Feder, um das, was sein Interesse erregte, durch wissenschaftliche Bearbeitung und künstlerische Gestaltung sich anzueignen, oder um von dem, was in sein Gedanken- und Gemüthsleben störend eingriff, durch eine erschöpfende Auseinandersetzung sich zu befreien. Er müsse zornig sein, um zu schreiben, sagte er in letzterer Beziehung einmal einem Freunde. Die Wirkung seiner Schriften auf andere stand für ihn, so wenig sie ihn gleichgültig ließ, doch erst in zweiter Reihe. Jenen Dienst für sich selbst nun hatten ihm seine theologischen Werke geleistet: er war über seine Stellung zur Theologie im reinen; und in seiner Auseinandersetzung mit ihr war das positive Interesse, das er früher an ihr genommen hatte, so abgeschwächt worden, daß es ihn lange nicht mehr zu ihr zurückführte. Da ihn ferner kein Lehramt zur fortgesetzten Beschäftigung mit theologischen Fragen nöthigte, erhielt er auch von außen her keinen wirksamen Anstoß zur schriftstellerischen Thätigkeit in diesem Fache: er zog sich mit seiner eigenen Arbeit von demselben zurück, verfolgte die Arbeiten seiner Freunde als theilnehmender Zuschauer, war aber zur Betheiligung an denselben, so erwünscht sie diesen um der Sache und

um ihrer Zeitschriften willen gewesen wäre, nicht zu bewegen.

Während er sich so als Schriftsteller von der Oeffentlichkeit abwandte, dachte er nun ernstlich daran, sich für sich selbst in einer ihm zusagenden Häuslichkeit die Grundlage eines befriedigenden menschlichen Daseins zu schaffen. Es war seinen Freunden nicht unbekannt, daß schon vor Jahren eine hochbegabte Künstlerin, welche in Stuttgart als Gast aufgetreten war, Agnese Schebest, nicht blos durch die Schönheit ihres Gesangs und die klassische Vollendung ihres Spiels, sondern auch durch die Anmuth ihres Wesens und den Zauber ihrer persönlichen Erscheinung einen tieferen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Ein zweites Gastspiel gab Gelegenheit, das Ziel seiner Wünsche zu erreichen, und im August 1842 fand in Horkheim bei Heilbronn vor wenigen Freunden und Freundinnen die Trauung statt. Die Neuvermählten wohnten erst in der Nähe von Heilbronn in dem schön gelegenen Schlößchen am Eingang des Dorfes Sontheim, dann in Heilbronn selbst, wo es an Gelegenheit zum Verkehr mit befreundeten Familien nicht fehlte. Besonders nahe standen Strauß hier mit ihren Frauen seine beiden Jugendfreunde Märklin und Kaufmann: jener Professor an dem Gymnasium, seit ihren Universitätsjahren durch Gemeinschaft der Studien und der Ansichten eng mit ihm verbunden, derselbe, dessen tüchtigen und liebenswürdigen Charakter Strauß in der bekannten Biographie so warm

und lebendig geschildert hat; dieser seinem Beruf nach Lehrer der Mathematik, zugleich aber ein ausgezeichneter Musiker, dessen naturfrisches gemüthvolles Wesen sich in reizenden Liedercompositionen aussprach. Dazu Kerner und seine Familie in dem nahen Weinsberg, die älteste Tochter in Heilbronn an Strauß' Freund und Hausarzt, Dr. Niethhammer, verheirathet; und neben dieser ein nicht ganz kleiner Kreis, in dem Strauß, namentlich bei den regelmäßigen abendlichen Zusammenkünften der Männer, Erholung und Anregung fand: Gymnasiallehrer, wie Finckh und Schnitzer, die sich beide durch philologische, der letztere auch durch theologische Arbeiten einen geachteten Namen gemacht haben, und als der letztere wegkam, Rümelin, jetzt Kanzler der Universität Tübingen; Beamte, Aerzte, wie der originelle, den Lesern von Strauß' Kleinen Schriften (N. F. 333 f.) durch seine Gedächtnißrede auf denselben bekannte Dr. Sicherer; Kaufleute, wie der allgemein verehrte spätere Märzminister Goppelt und der von Strauß, gleichfalls in den Kleinen Schriften (N. F. 476 f.), durch einen heiteren Schwank verewigte „Papierreisende" Künzel, dessen stets bereite Gefälligkeit in Sachen des täglichen Lebens er seinerseits durch einen literarischen Freundschaftsdienst erwiederte, indem er ihm bei der Herausgabe eines noch ungedruckten Schiller'schen Lustspiels an die Hand gieng.

Aber so manches angenehme seine damaligen Verhältnisse Strauß darboten, so mangelte es ihm doch leider

gerade an den zwei für ihn unentbehrlichsten Bedingungen eines dauernden Glückes: es fehlte ihm außer dem Hause an einer regelmäßigen Berufsthätigkeit, und es fehlte im Hause an der Harmonie der Gemüther, für die nichts anderes, sei es an sich selbst noch so werthvoll, einen Ersatz giebt. Die Charaktere, die Bildungsformen und die bisherigen Lebenswege der beiden Gatten waren zu ungleich, ihre Ansprüche an einander und an das Leben zu verschieden, und beide in ihrer Eigenthümlichkeit zu festgewurzelt. Ihre Ehe war nicht glücklich, und nach fünf Jahren wurde sie, ohne gesetzliche Scheidung, durch Uebereinkunft beider Theile thatsächlich getrennt. Die Frau zog nach Stuttgart, wo sie manche Freunde hatte, und lebte hier bis zu ihrem Tode, der drei Jahre vor dem ihres Gatten, den 22. Dezember 1870, erfolgte; Strauß begann ein Wanderleben, unter dessen Ungemüthlichkeit er nicht wenig litt, ohne daß er sich doch irgendwo länger, als auf wenige Jahre, festzusetzen vermocht hätte. Aber Eines hatte er aus dem Schiffbruch seines häuslichen Lebens gerettet: zwei Kinder, deren Liebe und deren geistige Entwicklung eine Quelle der Freude für ihn wurde, und deren weiterer Lebensgang sich gleichfalls in erwünschter Weise gestaltete: das ältere eine Tochter, das jüngere ein Knabe. Zunächst zwar blieben beide noch bei ihrer Mutter; nach einigen Jahren jedoch nahm sie Strauß zu sich und gewann dadurch dasjenige, dessen vollen und ungetrübten Besitz ihm das

Schicksal versagt hatte, zu einem bedeutenden Theile zurück.

Es hieng mit den eben besprochenen Verhältnissen zusammen, daß Strauß, nachdem er sich von der Theologie zurückgezogen hatte, mehrere Jahre sich zu keiner größeren schriftstellerischen Arbeit entschließen konnte. Unbeschäftigt war er darum nicht: er las und studirte nach seiner Gewohnheit unabläßig; aber er kam nicht dazu, etwas zu schreiben, er fand keinen Gegenstand, der ihn hiefür stark genug angezogen hätte, und wenn er einmal einen in's Auge gefaßt hatte, ließ er ihn doch bald wieder fallen. Das erste, wodurch er die Lesewelt nach der Glaubenslehre wieder an sich erinnerte, war ein Vortrag, den er seinen Heilbronner Freunden gehalten hatte und durch Quellenbelege erweitert herausgab: „Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren oder Julian der Abtrünnige"; ein geistvoll ausgeführtes Geschichtsbild, aber zugleich die feinste und schlagendste politische Satyre; um so schlagender, je weniger sich gegen die Treue der geschichtlichen Darstellung einwenden ließ, und je greifbarer sich Zug für Zug die Parallele, auf welche das Ganze angelegt war, auch ohne Nennung eines Namens, dem Leser aufdrang. Doch hatte er bereits auch eine umfassendere Arbeit begonnen. Eine Sammlung von Briefen des schwäbischen Dichters Schubart, die ihm überlassen worden war, gab ihm Anlaß, sich eingehender mit diesem Mann zu beschäftigen, der schon durch seine Schicksale, als ein Opfer

des fürstlichen Despotismus, noch mehr aber durch seine naive, gutherzige, vollsaftige, sanguinische Natur ein besonderes Interesse für ihn hatte, dessen Lieder und Geschichte ihm überdieß noch von seinem elterlichen Haus her bekannt waren. Es gelang seiner Betriebsamkeit, die Zahl der Briefe und Urkunden aus anderweitigen Quellen zu vermehren, mit dem Material wuchs auch der Trieb zu seiner Verwerthung, und so entstand „Schubart's Leben in seinen Briefen" als die erste von den anziehenden biographischen Darstellungen, die Strauß' Schriftstellerthätigkeit von da an fünfzehn Jahre lang fast ausschließlich in Anspruch nahmen, und ihm reichliche Gelegenheit gaben, mit der Gründlichkeit seiner Forschung zugleich die Vielseitigkeit seiner Bildung, die Anmuth und Gewandtheit seiner Darstellung, die ihm in seltenem Maß eigene Gabe künstlerischer Gestaltung an unverfänglichen, dem theologischen Streit fernliegenden Stoffen zu bewähren. Um den Anfang des Jahrs 1848 kam der Schubart unter die Presse; aber nach wenigen Wochen brachte der Ausbruch der politischen Stürme den Druck zum Stillstand, und erst im folgenden Jahre trat das Werk in zwei Bänden an das Licht.

Das Bewegungsjahr 1848 griff indessen auch noch nach einer anderen Seite in das Leben unseres Freundes ein. Als im März dieses Jahrs das deutsche Volk seine besten und hervorragendsten Männer musterte, um sie nach Frankfurt in die Paulskirche abzuordnen, da, meinten

viele, dürfe auch Strauß in der Versammlung, die eine neue Ordnung der Dinge für Deutschland begründen sollte, nicht fehlen. Er selbst zwar war anfangs nicht dieser Meinung: nicht blos (schrieb er mir den 27. März), weil er sich nie zu einer Volksrede in einer Wählerversammlung verstehen könnte, sondern auch weil er keinen Trieb nach einer solchen Stelle in sich verspüre. Diese ganze politische Bewegung mit ihrem trüben Gähren sei ihm in ihren Ergebnissen noch allzu problematisch, als daß er sich darein zu mischen Lust haben könnte, ungerechnet noch, daß sie für einen Mann des beschaulichen Lebens, wie er, etwas unbehagliches habe. Allein auf die Länge vermochte er den Bitten seiner Ludwigsburger Mitbürger, welche ihm die Candidatur für ihren Bezirk anboten, nicht zu widerstehen, und auch seine Abneigung gegen Wahlreden wurde so weit überwunden, daß er deren theils in Ludwigsburg theils an anderen Orten eine ganze Anzahl hielt. Und wäre es nur auf diese Stadt selbst angekommen, so war an seinem Erfolg nicht zu zweifeln. Allein bei der Landbevölkerung stand ihm der Ruf der Unchristlichkeit im Wege, und so gelang es der pietistischen Agitation, die von der evangelischen Geistlichkeit ihrer Mehrzahl nach unterstützt wurde, seine Wahl zu hintertreiben und die eines querköpfigen Fanatikers durchzusetzen, der in der Folge jener Parthei selbst durch seine excentrischen Einfälle lästig genug geworden ist. Seine Wahlreden ließ Strauß unter dem Titel: „Sechs theo-

logisch-politische Volksreden" erscheinen; und Volksreden im besten Sinn waren es, wahre Muster lichtvollster Gemeinverständlichkeit, voll politischer Einsicht, für den Bundesstaat unter preußischer Führung, für das Maßhalten in den freiheitlichen Forderungen sich erklärend, in dem würdigen Ton eines Mannes, der keine Ehre für sich sucht, aber seine Kräfte dem Dienst des Gemeinwesens zur Verfügung stellt. Eine Wirkung der Erfahrungen, welche Strauß bei dieser Gelegenheit gemacht hatte, war die Ueberzeugung, die er im Vorwort zu den Volksreden ausspricht, daß das direkte Wahlverfahren um so weniger tauge, je unbeschränkter das Wahlrecht sei. In Ludwigsburg hatte Strauß' Durchfall bei der Wahl eine solche Aufregung gegen seine Gegner hervorgerufen, daß er sich veranlaßt fand, zur Beschwichtigung der Gemüther noch eine Rede in einer Volksversammlung zu halten. Um so weniger wollten sich seine Mitbürger die Ehre nehmen lassen, wenigstens in der würtembergischen Ständeversammlung von ihm vertreten zu werden; und da hier die Stadt für sich allein zu wählen hatte, erfolgte seine Wahl im Mai 1848 mit großer Einstimmigkeit. Als jedoch Strauß im September aus München, wo er den Sommer zugebracht hatte, nach Stuttgart zu der jetzt eröffneten Ständeversammlung kam, zeigte es sich nur zu bald, daß die Bedenken nicht ohne Grund gewesen waren, die bei ihm anfangs der Annahme eines Abgeordnetensitzes im Weg standen. Mit seinen nüchternen und ge-

mäßigten politischen Ansichten, seinem Widerwillen gegen alles unklare, phrasenhafte und tumultuarische, mit dem kritischen Mißtrauen, welches durch die Selbstzufriedenheit einer herrschenden Strömung bei ihm immer herausgefordert wurde, war Strauß nicht der Mann dazu, der öffentlichen Meinung, die sich in Würtemberg damals noch, wie im ganzen südwestlichen Deutschland, dem Radikalismus immer mehr zuneigte, auf diesem Wege zu folgen; und er sprach dieß in der Ständeversammlung und in öffentlichen Blättern mit gewohnter Furchtlosigkeit aus; zog sich aber dadurch, wie sich erwarten ließ, nicht blos von radikaler Seite leidenschaftliche Angriffe zu, sondern machte auch manche von seinen bisherigen Freunden an sich irre. Besonders verübelt wurde es ihm, daß er sich in der Kammer über die Zügellosigkeiten der Presse unumwunden geäußert, und daß er bei einer sehr erregten Verhandlung über die Erschießung R. Blums das Verhalten des österreichischen Kriegsgerichts entschuldigt, das des Erschossenen streng verurtheilt hatte. Eine Aufforderung, sein Mandat niederzulegen, die er deßhalb aus Ludwigsburg erhielt, lehnte er in festem Ton mit der Erklärung ab, er habe nach den Grundsätzen gehandelt, die er vor seiner Wahl klar ausgesprochen habe, ein Jaherr der Tagesmeinung sei er nie gewesen, und seine Abgeordnetenstelle aufzugeben wäre er zwar seinerseits sehr geneigt, aber so lange nur ein kleiner Bruchtheil seiner Wähler dieß verlange, glaube er sich nicht

dazu berechtigt. Aber nach wenigen Wochen mußte er die Ueberzeugung gewinnen, daß in einer gesetzgebenden Versammlung, die auf der abschüssigen Bahn des Radikalismus immer weiter geführt wurde, in der er sich mit seinem alten Gegner Wolfgang Menzel zusammen auf die Rechte gedrängt sah, und bei jeder wichtigeren Abstimmung regelmäßig mit Ritterschaft und Prälaten in der Minderheit war, seines Bleibens nicht länger sein könne; und als er einmal auf Andringen der Radikalen einen unverdienten Ordnungsruf erhielt, erklärte er unter Verzicht auf sämmtliche ihm zustehende Diäten seinen Austritt aus der Kammer, den er in einem Schreiben an seine Wähler (23. Dezember 1848) mit der Aussichtslosigkeit seines ferneren Wirkens in dieser Körperschaft rechtfertigte. Er selbst war sich bewußt, daß er damit nur gethan habe, was seiner Natur gemäß war; und wenn er vorher schon von der politischen Befähigung der Masse keine höhere Meinung gehabt hatte, als von ihrem Beruf, über theologische Dinge zu urtheilen, so konnte er in dieser Ansicht durch alles das, was er in jenem Jahre beobachtet und erlebt hatte, nur bestärkt werden. Hatte der Gang der Dinge auf ihn im allgemeinen einen niederschlagenden Eindruck gemacht, und fand er auf der einen Seite so wenig zu loben, wie auf der andern, so flößte ihm doch die Demokratie noch eine tiefere Abneigung ein, als ihre absolutistischen Gegner. Die deutschen Verhältnisse, schreibt er den 30. Mai 1849, seien in einem Zu-

stand, der unmöglich kläglicher sein könnte. „Rechts und links, bei Fürsten und Volksmännern, ebenso wenig Einsicht als Redlichkeit, und der drohende Bruch eigentlich nur dadurch noch aufgehalten, daß die Rathlosigkeit beiderseits zu groß ist. Mein Glaubensbekenntniß in diesen Wirren ist kurz beisammen. Ich war aufrichtig für die Durchführung eines wahren Constitutionalismus und einer festen Einheit mit möglichster Schonung des Bestehenden: geht es aber damit nicht, und habe ich nur zwischen fürstlichem und Massendespotismus zu wählen, so bin ich unbedenklich für den ersteren. . . . Du magst mich darüber verketzern, aber ich kann nicht anders, der letzte Blutstropfe in mir verabscheut noch Massen- und Demagogenherrschaft als das äußerste aller Uebel.“ Es war dieß bei ihm unstreitig eine wohlerwogene politische Ueberzeugung; aber es war zugleich auch der tief innerliche Widerwille seiner idealen, zartfühlenden, verletzlichen, bei aller bürgerlichen Schlichtheit doch in der besten Bedeutung des Wortes vornehmen Natur gegen den Lärm und die Rohheiten des Marktes, gegen die Herrschaft der Phrase, die unklaren Instinkte und die unverständigen Leidenschaften der Masse.

Strauß schlug nun seinen Wohnsitz in München auf, und lebte hier wieder so einsam und zurückgezogen, wie früher in Stuttgart, der Kunstschätze, namentlich derjenigen in der Glyptothek, sich erfreuend, in seinem Umgang auf eine kleinere Zahl von Bekannten beschränkt,

unter denen er am nächsten und fleißigsten mit dem Orientalisten Neumann und seiner Familie verkehrte. Im Herbst 1851, als er seine Kinder zu sich nehmen konnte, zog er mit ihnen zuerst nach Weimar, wo er mit seinem alten Universitätsfreund Adolph Schöll die Erinnerungen aus der goldenen Zeit der deutschen Poesie pflegte und namentlich Göthe's Spuren nachgieng, dessen warmer Bewunderer er immer gewesen ist; im folgenden Sommer nach Köln, dem Wohnort seines Bruders. Für die Führung des kleinen Hauswesens, das er sich nun wieder einrichtete, und für die Erziehung der Kinder wurde weibliche Unterstützung gewonnen, an dem Unterricht der letzteren betheiligte er selbst sich mit Liebe und Geschick, und wenn der eine oder der andere von seinen näheren Freunden zum Besuch kam, war er sicher, einen liebenswürdigen Wirth an ihm zu finden.

Für die literarische Arbeit, welche ihm auf's neue zum Bedürfniß geworden war, suchte Strauß in der ersten Zeit seines Münchner Lebens vergebens nach einem geeigneten Thema. Er dachte an eine Kritik oder kritische Geschichte der christlichen Moral, nachher an eine Monographie über Diderot; aber dieser wußte ihn bei näherer Bekanntschaft mit seinen Werken doch nicht so zu fesseln, daß er über ihn mehr, als einen Artikel im Morgenblatt (Mai 1849), hätte schreiben mögen; jene schreckte ihn durch die Masse und Zerstreutheit des Materials ab, welches zusammenzubringen, wie er meinte, seine Spaten-

und Karreneinrichtung durchaus nicht ausreiche. Denn das Materialiensammeln, behauptete er, werde ihm ungemein schwer, nicht nur durch Unlust, sondern auch durch Mangel an Geschick. Das einzige, was ihm bei einer Arbeit Freude mache, sei die Composition; das vorherige Sammeln sei ihm nur eine traurige Nothwendigkeit, weil ihm die freie Composition versagt sei, um so trauriger, da es ihm weit mehr Beschwerlichkeit mache, als einem andern. Das letztere war nun gewiß nicht richtig: Strauß arbeitete auch als Gelehrter sehr leicht und rasch und dabei ungemein gründlich und genau; aber das mag sein, daß seine künstlerische Natur ihm das Sammeln eines vorerst noch formlosen Stoffes zu einem unangenehmeren Geschäft machte, als denen, für welche die Vollständigkeit und Zuverlässigkeit des Materials die Hauptsache und die schriftstellerische Form bloßes Beiwerk ist. Erst wenn er fühle, sagt er, wie der Lehm in seinen Händen sich erweiche, wie er bereitwillig, ja gewissermaßen von selbst, die Form annehme, die seine Finger ihm geben wollen, da fühle er sich im Genusse seines Talents und dieß sei auch gewiß sein eigenthümlichstes Talent.

Während er sich nun nach einigen kleineren Reisen, die er im Sommer 1849 gemacht hatte, wieder nach einer ihm zusagenden Arbeit umsah, brachte ihm plötzlich ein schmerzliches Ereigniß die Aufforderung zu einer solchen: der Tod seines Freundes Märklin. Er erwartete ihn eben bei sich in München zum Besuch, als statt seiner

die Nachricht eintraf, er sei den 18. October einem rasch verlaufenden typhösen Fieber erlegen. Bald war der Entschluß gefaßt, dem Freunde außer dem Nekrolog im Schwäbischen Merkur noch ein größeres und dauernderes Denkmal zu setzen; und nach weniger als Jahresfrist war die Biographie fertig, welche für uns um so höheren Werth hat, da sie mit Märklin's Jugendgeschichte zugleich die seines Biographen enthält, mit jenem auch diesen nach der gemüthlichen Seite seiner Natur dem Leser bekannt macht, und ihm einen Einblick in die Wege gewährt, auf denen die beiden Freunde, unter inneren und äußeren Hindernissen, sich zu ihrem wissenschaftlichen Standpunkt durcharbeiteten. Daß Strauß Mühe hatte, für diese Schrift einen Verleger zu finden, ist für die Wirkung bezeichnend, welche die politische Bewegung und die darauffolgende politisch-theologische Reaktion auf die Literatur ausübte. Auch von der Aufnahme, die sie fand, war er nicht befriedigt, so viel sie immerhin ohne Zweifel dazu beitrug, die gegen ihn herrschenden Vorurtheile zu berichtigen. Er erhielt den Eindruck, man wolle ihn nicht mehr lesen: also wollte er auch nicht mehr schreiben; und wirklich trat er in den nächsten Jahren nur mit einigen Arbeiten geringeren Umfangs hervor, welche sich mit früheren und späteren ähnlicher Art im ersten Theil der „Kleinen Schriften" finden. Der Plan eines populär-theologischen Werks in Wörterbuchform, mit dem er sich eine Zeitlang trug, wurde wieder bei Seite gelegt.

Erst 1854 nahm er wieder etwas größeres vor, die Biographie des Dichters und Philologen Nicodemus Frischlin, welche im Herbst 1855 erschien. Dieses Leben eines talentvollen Humanisten, dem in der Maßlosigkeit seines Wesens eine Verkettung von eigener Verschuldung, von gegnerischen Angriffen und unglücklichen Umständen einen tragischen Untergang brachte, ist ein Gegenstück zu dem Leben des schwäbischen Dichters, der eine ähnlich angelegte Natur ebensowenig zu bemeistern vermochte, und der auch in seinen Schicksalen mit jenem manchen Vergleichungspunkt darbietet. Mit gründlicher Forschung aus einer Masse von gedruckten wie von ungedruckten und bis dahin unbenützten Urkunden geschöpft (deren augenverderbende Entzifferung, namentlich die der Frischlinischen Briefe, viele Mühe machte), ist es ein höchst werthvoller Beitrag zu der deutschen Kultur- und Literaturgeschichte des 16. Jahrhunderts; und die genaue Zergliederung der einzelnen Schriften Frischlin's, die sich Strauß darin zur Pflicht macht, wird demjenigen, welcher sein Buch im wissenschaftlichen Interesse benützt, um so willkommener sein, je schwerer ein Theil jener Schriften zu bekommen und je ermüdender er zu lesen ist. Aber so geschickt diese Auszüge gemacht sind, und so wenig auch diesem Werk die bekannten Vorzüge der Straußischen Darstellung fehlen, so lag doch sein Gegenstand dem Interesse des größern Publikums zu ferne, und der Stoff war an sich selbst zu schwerflüssig, als daß es ebenso populär

werden konnte, wie die übrigen Schriften seines Verfassers.

Der letztere war inzwischen (im Herbst 1854) von Köln, welches ihm doch auf die Dauer an literarischen Hülfsmitteln und wissenschaftlichem Verkehr zu wenig gewährte, nach Heidelberg übergesiedelt, wo er sechs Jahre lang blieb. Er hatte seinen Sohn einem Lehrer in Oehringen, einige Meilen von Heilbronn, wo nähere Freunde von ihm lebten, in Pension gegeben. Die Tochter wurde in seinem neuen Wohnort selbst, in dem Heidel'schen Institut erzogen, an dessen Vorsteherin er und sie eine treue Freundin fanden; und er selbst rechnet in seinen mir vorliegenden Aufzeichnungen die Jahre, während der er sie, unter der Obhut trefflicher Menschen, an seiner Seite heranwachsen sah, zu den stillglücklichsten seines Lebens. Er für seine Person kehrte zu seinem früheren einfachen Junggesellenleben zurück; doch richtete er sich so ein, daß er einen Freund beherbergen und seinen Sohn in den Ferien bei sich haben konnte. Für seine Arbeiten gewährte die Universitätsbibliothek die nöthigen Hülfsmittel; zu erfreulichem und fruchtbarem Umgang fand sich in den akademischen Kreisen reiche Gelegenheit. Strauß stand mit den meisten von den wissenschaftlichen Größen des damaligen Heidelberg, einem Schlosser, Vangerow, R. v. Mohl, Häusser, R. Bunsen u. s. w., außerhalb der Universität mit dem Historiker Weber, dem sinnigen und freidenkenden Prediger Zittel

und einigen andern in freundschaftlichem Verkehr; am engsten schloß er sich aber an Kuno Fischer und an Gervinus an, mit dem er zwar weder in musikalischen und ästhetischen, noch auch später in politischen Dingen durchaus übereinstimmte, den er aber wegen seines reichen und bedeutenden Geistes, seiner gebildeten Humanität, seines hohen und reinen Charakters sehr hoch stellte; und beide Verbindungen waren für ihn um so werthvoller, da auch die Frauen seiner Freunde in sein Verhältniß zu den Männern theilnehmend und verständnißvoll eingiengen. Denn der Umgang mit gebildeten Frauen war seiner ästhetisch angelegten, mit der lebhaftesten Empfänglichkeit für alles Schöne und Anmuthige ausgestatteten Natur Bedürfniß; und er selbst schloß in diesem Verkehr, in dem er sich mit der ungezwungensten Feinheit zu bewegen wußte, die zarten Seiten seines Gemüths wie die glänzenden seines Geistes mit einer Liebenswürdigkeit auf, der schwer zu widerstehen war. Im Dezember 1856 gieng Fischer nach Jena; dagegen trat um diese Zeit Julius Meyer (jetzt Director des Berliner Museums) Strauß immer näher, auch er verließ aber Heidelberg noch vor ihm. Für Besuche bei auswärtigen Freunden oder von ihnen und für die sommerlichen Erholungsreisen, die er am liebsten mit seinen Kindern in ihren Ferien machte, lag sein neuer Wohnort gleichfalls sehr günstig, während die reizenden Umgebungen desselben zu genußreichen Spaziergängen und Ausflügen aufforderten. Es traf so vieles

zusammen, um die Jahre, die er in Heidelberg zubrachte, angenehm und befriedigend für ihn zu machen.

Auch seine Arbeiten gediehen in dieser Umgebung. Der Druck des Frischlin war noch nicht vollendet, als er bereits mit der Sammlung der Materialien für das Leben Ulrich's von Hutten begann, bei welcher ihn Böcking, damals eben mit seiner musterhaften Ausgabe von Hutten's Werken beschäftigt und durch diese gemeinsamen Studien mit ihm zusammengeführt, zuvorkommend unterstützte. Das neue Werk selbst erschien im Herbst 1857 in zwei Bänden, in einer zweiten, kürzeren Bearbeitung 1871. Als ein dritter Theil wurden der ersten Ausgabe drei Jahre später die „Gespräche von Ulrich von Hutten" beigefügt, eine mit erläuternden Einleitungen versehene Uebersetzung sämmtlicher von Hutten verfaßter Gespräche, mit Ausnahme der drei ältesten. Hier hatte sich nun Strauß einen viel bedeutenderen Stoff gewählt, als für irgend eine seiner früheren biographischen Darstellungen: einen Mann, dem an Kühnheit und Freiheit des Geistes kein anderer von den Helden der Reformationszeit den Rang abläuft, in dessen Kämpfen nicht blos die wichtigste religiöse, sondern zugleich auch eine von den wichtigsten wissenschaftlichen, politischen und nationalen Bewegungen, welche die Geschichte unseres Volkes kennt, sich abspiegelt und zu einem guten Theile sich vollzieht; ein Leben, neben welchem das eines Märklin sich nur wie eine harmlose Idylle, das eines Schubart oder Frischlin wie ein

Sturm in einem Teiche neben dem im offenen Meer ausnimmt. Ein wesentlicher Vortheil für den Biographen lag ferner darin, daß es sich hier nicht blos um einen Mann des Gedankens, sondern auch der That, um eine frische, kräftige, selbst einen Anflug von Wildheit nicht verläugnende Natur, und um einen geschichtlichen Verlauf handelte, der durch spannende Entwicklungen, durch einen Wechsel von Erfolgen und Mißerfolgen zu einem Ausgang von erschütternder tragischer Wirkung hinführte. Wollte der Geschichtschreiber diesem Stoffe gerecht werden, so mußte er ihn in größerem Styl behandeln, als die bisherigen. Dieß geschah denn auch wirklich. Auf der zuverlässigen Grundlage umfassender und genauer Quellenstudien entwirft Strauß in seinem Hutten von der Entwicklung, dem Lebensgang und den Schicksalen dieses Mannes, von den Bestrebungen, dem Treiben und den bedeutenderen Persönlichkeiten des Humanistenkreises, dem er angehörte, und zugleich von der gewaltigen Bewegung der Zeit, in die er so kräftig eingriff, ein Bild, das uns um so lebhafter anzieht und fesselt, je wärmer die persönliche Theilnahme des Schriftstellers an seinem Helden hervortritt, je weniger er es verläugnet, daß er die in seinem Gegenstand selbst liegende, durch die rein geschichtliche Darstellung sich ungesucht aufdringende Parallele zwischen den Aufgaben und Kämpfen des sechszehnten und denen des neunzehnten Jahrhunderts dem Leser nahelegen, daß er die Mahnworte, die Hutten an seine

Zeit richtete, durch den Mund desselben an die unsrige richten will. Er selbst hat sich in der Vorrede zur zweiten Ausgabe hierüber ausgesprochen. Er erinnert an die Umstände, unter denen sein Hutten das erstemal an's Licht trat, an „die Jahre, da Germania nach einer erschöpfenden Fehlgeburt in tiefer Schwäche lag, da die großen und kleinen Dränger ihrer von neuem Meister geworden waren," „die Zeit der Concordate, jener Knechtungsverträge mit Rom," mit denen Oesterreich vorangieng und die süddeutschen Regierungen nachzufolgen bereit waren. „Damals rief ich: ist denn kein Hutten da? und weil unter den Lebenden keiner war, unternahm ich es, das Bild des Verstorbenen zu erneuern und dem deutschen Volke vor Augen zu stellen." Aber auch jetzt (fügt er in den Tagen des Frankfurter Friedens bei), nachdem Deutschland wieder einen Kaiser habe und an der Spitze der Nationen dastehe, solle Hutten nicht als müßiger Tafelgast zum Siegesfeste berufen werden, sondern um mitzuarbeiten an den großen Aufgaben, die noch vor uns liegen, an dem Ausbau der deutschen Einigkeit und Freiheit, an dem Kampfe gegen das geistliche Rom und gegen die Finsterlinge auch im protestantischen Deutschland. Er habe sich Deutschlands Macht und Größe, für die er schwärmte, stets begründet gedacht auf menschlich freie, von keiner Klerisei, keiner kirchlichen Satzung beengte Geistesbildung, und wie er in dem so eben beendigten Kriege unter den vordersten gegen den äußern

Feind mitgefochten haben würde, so würde er jetzt abermals unter den vordersten gegen die innern Feinde der Freiheit und der Bildung kämpfen. Gerade diese streitbare Natur seines Helden, dieser unbezähmbare, durch keine theologischen Interessen verkürzte, keine dogmatischen Voraussetzungen beschränkte Drang nach einer freien menschlichen und nationalen Entwicklung war es, wodurch Hutten seinen Biographen vor allen andern Größen der Reformationszeit anzog, worin er sich ihm innerlich verwandt fühlte. Die Biographie Huttens war ein Thema, genau so wie er es sich wünschte; die Luthers, welche Gervinus nach jener von ihm verlangte, gab er nach anfänglicher Geneigtheit bald wieder auf.

Mit schneidender Schärfe sprach sich die Stimmung, welche sich während der Beschäftigung mit Hutten's Schriften bei Strauß angesammelt hatte, in der ausführlichen Vorrede aus, mit der er im Mai 1860 seine Uebersetzung der Gespräche einführte. Was würde wohl Hutten zu unserer Zeit sagen? fragt er, und leitet mit dieser Wendung eine Betrachtung über den Katholicismus, und eine noch eingehendere über den Protestantismus der Gegenwart ein, die in eine herbe Verurtheilung der modernen Kirchlichkeit und Theologie ausläuft. Von keiner Seite, findet Strauß hier, sage man gerne das letzte aufrichtige Wort. In der Wirklichkeit glaube kein Gebildeter mehr, ob Geistlicher oder Laie, an das kirchliche Dogma, möge

er sich nun dessen bewußt sein oder nicht; keiner mehr an eines der neutestamentlichen Wunder, von der übernatürlichen Empfängniß bis zur Himmelfahrt. „Wozu also die Winkelzüge? wozu die Heuchelei vor andern und vor sich selbst? . . . Warum nicht offen mit der Sprache herausgehen? Warum nicht gegenseitig bekennen, daß man in den biblischen Geschichten nur noch Dichtung und Wahrheit, in den kirchlichen Dogmen nur noch bedeutsame Symbole anerkennen kann, daß man aber dem sittlichen Gehalt des Christenthums, dem Charakter seines Stifters (soweit unter dem Wundergehäuse, in das seine ersten Lebensbeschreiber ihn gesteckt haben, die menschliche Gestalt noch zu erkennen ist) mit unveränderter Verehrung zugethan bleibt? Doch ob wir uns dann wohl noch Christen heißen dürfen? Ich weiß es nicht — antwortet Strauß hier; aber kommt es denn auf den Namen an? Das weiß ich, daß wir dann erst wieder wahr, redlich und unverschroben, also bessere Menschen sein werden, als bisher. Auch Protestanten werden wir bleiben, ja dann erst rechte Protestanten sein."

Bei dieser Stimmung war es nun nicht zu verwundern, wenn ein Plan, den er bald nach der Vollendung der Hutten-Biographie, um den Anfang des Jahres 1858 gefaßt hatte, einen Cyklus von Biographieen deutscher Dichter — Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Göthe und Schiller — zu liefern, nur zum kleinsten Theil ausgeführt wurde. Klopstock war ihm, wie er bald fand,

wenig sympathisch; von seinen Zeitgenossen aber erhielt derjenige, welcher dieß allerdings im höchsten Grad war, und dessen Bild wir von seiner Meisterhand zu besitzen vor allem wünschen möchten, eben damals an A. Stahr einen Biographen, dessen Arbeit Strauß in der Hauptsache befriedigte, und ihm die eigene zunächst entbehrlich zu machen schien. So blieb die Sache liegen, nachdem er über Klopstock zwei Bruchstücke ausgearbeitet hatte, von denen er das eine 1862 mit verschiedenen anderen kleinen Arbeiten im ersten, das zweite, viel größere, die anziehende und lehrreiche „Jugendgeschichte Klopstocks", 1866 im zweiten Theil seiner Kleinen Schriften veröffentlichte. Von dem weiteren Inhalt dieser beiden Sammlungen, so weit er nicht im bisherigen schon berührt wurde, möge hier die Studie über A. W. Schlegel (I, 122 ff.) vom J. 1849, der Artikel über König Wilhelm von Würtemberg (1864. II, 270 ff.) und die sechs politischen und drei unpolitischen Gespräche aus den Jahren 1863/5 (II, 381 ff.) erwähnt werden.

Es war aber nicht blos die Abneigung gegen eine anhaltendere Beschäftigung mit Klopstock und mit einer blos literaturgeschichtlichen Arbeit, welche ihn die beabsichtigten Dichterbiographieen so bald wieder abbrechen und durch die Uebersetzung der Gespräche auf Hutten zurückgreifen ließ; sondern es war zugleich das Wiedererwachen einer Neigung, von der er zeitweise wohl geglaubt hatte, sie sei in ihm gänzlich erstorben. Mit seinem Hutten war er

den theologischen Fragen wieder näher getreten, die er nie ganz aus dem Auge verloren hatte; und je länger er in ihrem Gebiet umherstreifte, um so stärker wurde die Anziehung, die sie wieder auf ihn ausübten. Schon in der Vorrede zu den Gesprächen läßt sich die Stärke dieses neu erwachten theologischen Interesses nicht verkennen; und auch der Punkt, auf den es sich zunächst werfen sollte, ist deutlich bezeichnet, wenn dieselbe zur Erinnerung an das fünfundzwanzigjährige Jubiläum des „Lebens Jesu" den seitherigen Gang und den jetzigen Stand der Untersuchungen, die es angeregt hatte, beleuchtet und schließlich erklärt, jenes Werk sei nicht widerlegt, sondern nur fortgebildet. In der gleichen Richtung der Studien und Gedanken liegt die Schrift über Hermann Samuel Reimarus (1862). Strauß schildert uns hier mit gewohnter Meisterschaft seinen merkwürdigsten Vorgänger aus dem 18. Jahrhundert, und giebt einen höchst lichtvollen und genauen Bericht über jene (als Ganzes noch ungedruckte) Schrift desselben, der Lessing die Wolfenbüttler Fragmente entnommen hat, indem er zugleich das Verhältniß zwischen der biblischen Kritik eines Reimarus und seiner eigenen darlegt. Mit diesen Auseinandersetzungen treffen wir ihn wieder entschieden im theologischen Fahrwasser: der Reimarus war bereits ein Nebenprodukt der Vorarbeiten für ein Werk, mit dem er zu den Untersuchungen zurücklenkte, die seinen Namen zuerst berühmt gemacht hatten — „das Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet."

Während er selbst sich vom theologischen Gebiete zurückgezogen hatte, waren die Forschungen, zu denen er einen so kräftigen Anstoß gegeben hatte, nicht stillgestanden; und wenn sie sich im allgemeinen — so weit sie überhaupt wissenschaftlich in Betracht kommen — auf dem gleichen grundsätzlichen Boden der historischen Kritik bewegten, wie seine eigenen, war ihnen doch durch seinen Lehrer Baur eine Richtung gegeben worden, die in ihrem Verfahren wie in ihren Ergebnissen der seinigen zur Ergänzung und Berichtigung diente. Er war in erster Reihe darauf ausgegangen, aus den evangelischen Erzählungen die ungeschichtlichen Bestandtheile auszuscheiden; die Frage aber, wie dieses ungeschichtliche in dieselben hereingekommen sei, hatte er sich begnügt, in der früher (S. 35 f.) geschilderten Art mit der Verweisung auf die absichtslos dichtende Sage, die mythenbildende Phantasie der ältesten Christengemeinde, zu beantworten. Baur fand sich weder von dieser Antwort, noch von der Art, wie Strauß bei seiner Kritik zu Werke gegangen war, durchaus befriedigt; er glaubte, jeder Untersuchung über den Inhalt der evangelischen Schriften müsse die Untersuchung dieser Schriften selbst, der Tendenz, mit welcher, der Zeit, in welcher, der Verhältnisse, unter welchen sie verfaßt seien, vorangehen. Mit dieser Untersuchung wollte er sich aber nicht auf die Evangelien beschränken, wie er auch bei derselben ursprünglich nicht von ihnen, sondern von den paulinischen Briefen und

der Apostelgeschichte ausgegangen war; er dehnte dieselbe vielmehr auf die sämmtlichen neutestamentlichen Schriften und noch über diese hinaus auf die gesammte christliche Literatur der zwei ersten Jahrhunderte aus; und indem er damit alles übrige verknüpfte, was die älteste Kirchen- und Dogmengeschichte an die Hand gab, kam er zu der Ansicht, daß sich die Entwicklung des Christenthums in dieser Zeit, von dem Grundgegensatz des Judaismus und Paulinismus aus, unter vielen inneren Kämpfen und mannigfachen Vermittlungsversuchen vollzogen habe, und daß die verschiedenen Phasen dieses Hergangs für uns durch die Schriften bezeichnet seien, welche uns theils innerhalb theils außerhalb unserer neutestamentlichen Sammlung vorliegen. In diesem Proceß wurde auch den Evangelien ihre Stelle angewiesen, und es wurde namentlich im vierten Evangelium das Werk erkannt, welches denselben nach der dogmatischen Seite hin zum relativen Abschluß bringe, die theologischen Anschauungen der christlichen Kirche, so wie dieselben um die Mitte des zweiten Jahrhunderts beschaffen waren, in der vollendetsten und idealsten Gestalt darstelle; welches aber ebendeßhalb weniger, als alle andern, für eine urkundliche Quelle der evangelischen Geschichte, sondern durchaus nur für eine von dogmatisch-kirchlichen Gesichtspunkten geleitete freie Composition zu halten sei. War aber dadurch das, was man bisher von dem Stifter des Christenthums zu wissen geglaubt hatte, großentheils in Frage gestellt, so suchte Baur dafür das

Christenthum selbst im ganzen und großen in das Licht einer wahrhaft geschichtlichen Betrachtung zu rücken, indem er nicht blos in der jüdischen, sondern auch in der hellenischen und hellenistischen Welt die kulturgeschichtlichen Bedingungen aufzeigte, aus denen es als die natürliche Frucht der bisherigen Entwicklung hervorgegangen sei*).

Strauß hatte diese Untersuchungen und die Schriften, in denen sie von Baur und seinen Schülern geführt wurden, von Anfang an mit seinem Interesse, und bei den meisten und wichtigsten Fragen mit seinem Beifall begleitet; er hatte namentlich von Baur's Abhandlung über das Johannesevangelium, die er in hohem Grad bewunderte, sofort den Eindruck erhalten, daß mit ihr der Zauber dieses merkwürdigsten Evangeliums gelöst sei. Jetzt wurden nicht blos die Bücher und Abhandlungen der Tübinger Schule auf's neue und vollständiger, als bisher, durchforscht, sondern es wurden überhaupt alle die Studien gemacht, welche für die wiederholte Bearbeitung des Gegenstandes nöthig zu sein schienen. Um den Anfang des Jahres 1864 erschien das neue Leben Jesu, welches noch in dem gleichen Jahr, trotz der Stärke der ersten Auflage, eine zweite erlebte. Von dem

*) Ausführlicher habe ich mich über diese Ansicht und ihr Verhältniß zu Strauß' Leben Jesu in meinen „Vorträgen und Abhandl." S. 284 ff. 322 ff. 412 ff. ausgesprochen.

früheren gleichnamigen Werk unterschied es sich nach Form und Inhalt nicht unerheblich. Wenn dieses ausschließlich für die Theologen bestimmt war, so wendet sich jenes ausdrücklich an das deutsche Volk; und es hatte dabei, wie dieß Strauß in der Widmung an seinen verstorbenen Bruder aussprach, auch solche im Auge, die ohne gelehrte Bildung doch das Interesse und die Geistesfreiheit für derartige Untersuchungen sich gewahrt haben. Sein Umfang war daher etwas kleiner, das gelehrte Material, welches dem Leser vorgelegt wurde, beschränkter, als in dem ersten Werk; aber doch war es immer eine viel zu gründliche und genaue wissenschaftliche Untersuchung, als daß es, trotz der durchsichtigsten und anziehendsten Darstellung, auf eine Popularität derselben Art hätte Anspruch machen können, wie Renan's gleichzeitig erschienene leichtgeschürzte Arbeit mit ihrer blühenden Sprache, ihrer sentimentalen Rhetorik und ihrer romanhaften Ausmalung und Ergänzung des geschichtlichen Hergangs. Seinem Inhalt nach gieng das zweite Leben Jesu wesentlich über das erste hinaus. Während sich das letztere in der Hauptsache auf die Frage nach der Richtigkeit der evangelischen Erzählungen, auf den Nachweis ihrer ungeschichtlichen Bestandtheile beschränkt, und nur in der Schlußabhandlung eine Kritik der kirchlichen Christologie und ihrer späteren Umbildungen beigefügt hatte, schloß Strauß diese dogmatischen Erörterungen von dem Plane seines zweiten Werkes zwar ganz aus;

dafür gieng er aber auf die historischen Aufgaben der Evangelienkritik viel umfassender ein, als in dem ersten. Er untersuchte, im wesentlichen mit Baur übereinstimmend, die Frage nach dem Ursprung, dem Verhältniß und dem Charakter unserer vier Evangelien; er ergänzte seine Kritik, an welcher man nicht mit Unrecht ausgesetzt hatte, daß sie bei einem blos negativen Ergebniß stehen bleibe, durch einen Abriß des Lebens Jesu, welcher feststellen sollte, was sich nach Abzug der ungeschichtlichen Ueberlieferungen mit größerer oder geringerer Sicherheit über die Persönlichkeit, die Lehre, die Wirksamkeit, die Absichten und die Schicksale des Stifters unserer Religion aussagen lasse; und erst auf diese positive Darstellung des Geschichtlichen, was den evangelischen Berichten zu Grunde liegt, ließ er im Anschluß an sein früheres Werk die Kritik der unhistorischen Ueberlieferungen und die Untersuchung über ihre Entstehung und Ausbildung folgen. In formeller Beziehung ist dieser Theil des Werkes, in dem sich Strauß in den ihm längst vertrauten kritischen Erörterungen mit der größten Leichtigkeit und Gewandtheit bewegt, wohl der vollendetste; am meisten neues bringt aber die vorhergehende positive Untersuchung über die Person und die Geschichte Jesu; und will man einmal mit der Entfernung alles wunderbaren aus dieser Geschichte Ernst machen, so wird man zugeben müssen, daß sie hier nicht blos sehr umsichtig und gründlich, sondern auch sehr würdig behandelt wird. Selbst über

den Punkt, bei dem man ihm seine mythische Erklärung am meisten verübelt hat, über die Auferstehung Christi, hatte er sich schon im Reimarus (S. 281 f.) so billig geäußert, als man dieß von einem solchen, der nun einmal ein Wunder hier so wenig, als sonst wo, anzunehmen im Stand war, irgend erwarten konnte. Denn wie er stets daran festgehalten hat, daß von einem Betrug in diesem Fall nicht die Rede sein könne, und daß auch die Christusvisionen den Glauben der Jünger an die Auferstehung nicht erst hervorgebracht haben, sondern vielmehr selbst schon ein Erzeugniß dieses Glaubens, eine Form gewesen seien, die er für ihr eigenes Bewußtsein annahm, so erklärt er dort auch über die Bedeutung desselben: er sei zwar ein Wahn gewesen, „doch ein Wahn, der eine Fülle von Wahrheit in sich schloß. Daß nicht das Sichtbare, sondern das Unsichtbare, nicht das Irdische, sondern das Himmlische, nicht das Fleisch, sondern der Geist, das wahre und wesentliche sei, diese Wahrheit, welche die Weltgeschichte umgestaltet hat, ist zuerst in der Form des Glaubens an Jesu Auferstehung Gemeingut der Menschheit geworden.“ Im Leben Jesu findet sich allerdings gerade hierüber keine gleich bestimmte Erklärung; aber das wird man auch dieser Schrift lassen müssen, daß sie den Stifter der christlichen Religion in seiner menschlichen Größe rückhaltslos anerkennt, und man darf, um von anderem nicht zu reden, nur den Abschnitt über das religiöse Bewußtsein Jesu (S. 204 ff.) vergleichen,

um sich zu überzeugen, wie wenig es dem Verfasser an Verständniß für die Hoheit und Reinheit eines religiösen Charakters gefehlt hat.

An das Leben Jesu schlossen sich zwei kleinere Schriften an, von denen die eine noch in dem gleichen Jahr, wie jenes, die andere im folgenden Frühjahr verfaßt wurde (erschienen sind beide 1865): „der Christus des Glaubens und der Jesus der Geschichte", und „die Halben und die Ganzen". Die erste von diesen Schriften ist eine Kritik der eben erschienenen Schleiermacher'schen Vorlesungen über das Leben Jesu, die zweite eine gegen Schenkel und Hengstenberg gerichtete Streitschrift. Daß nun jene Kritik durchaus lichtvoll und überzeugend ausfallen werde, ließ sich zum voraus erwarten. Befremdender ist es, wenn wir in der Streitschrift den orthodoxen Fanatiker, seinen alten leidenschaftlichen Gegner, so scharf ihm auch seine apologetischen Schwindeleien nachgewiesen werden, doch persönlich von Strauß ungleich glimpflicher behandelt sehen, als einen Theologen, welcher in seinen Ansichten ihm selbst so nahe gekommen war und sich dadurch von Seiten der Orthodoxie so heftige Anfeindungen zugezogen hatte, wie Schenkel. Aber im vorliegenden Fall kamen persönliche und sachliche Gründe zusammen, um seiner Polemik diese schonungslose Bitterkeit zu geben. Einerseits hegte er wirklich in wissenschaftlichen Dingen einen tiefen Widerwillen gegen jede Halbheit und jede falsche Vermittlung; er konnte eine

Abschwächung seiner eigenen rücksichtslos durchgreifenden Kritik nicht ertragen, und nahm es wie eine persönliche Beleidigung auf, daß Schenkel's „Charakterbild Jesu" in öffentlichen Besprechungen mit seinem Buch auf Eine Linie gestellt wurde. Andererseits wußte er seinem Gegner dessen früheres Auftreten gegen Kuno Fischer noch immer nicht zu verzeihen, während gleichzeitig er selbst durch den übelangebrachten Eifer gereizt war, mit dem Schenkel's Freunde ihre Sache von der seinigen zu trennen und durch verletzende Angriffe gegen ihn in ein besseres Licht zu stellen um die Wette bemüht waren. Nicht ohne Interesse ist es, am Schlusse seiner Streitschrift von Strauß mit Beziehung auf die vorhin besprochene Frage, den Glauben an die Auferstehung Christi, die Erklärung zu vernehmen: das Christenthum in seiner ursprünglichen Gestalt falle allerdings mit diesem Faktum, ja es sei mit ihm schon dahin gefallen. Frage man nun, ob mit dieser Gestalt, oder vielmehr mit dieser Gesammtheit seiner bisherigen Gestaltungen das Christenthum selbst so verwachsen sei, daß man sie nicht aufgeben könne, ohne sich von ihm loszusagen, so sei dieß zwar am Ende ein Streit um Worte und Namen, dessen Entscheidung noch ferne liege. „Was sich aber feststellen läßt, ist dieses: Wenn das Christenthum Wahrheit ist, so kann es zu seiner Stütze keiner Unwahrheit bedürfen; was an ihm einer solchen Stütze bedarf, das ist nicht seine Wahrheit, sondern der Irrthum an ihm;

was übrig bleibt, wenn diese Stützen und die durch sie gestützten Irrthümer fallen — wir glauben aber, daß etwas, und nicht wenig übrig bleibt — nur das ist die Wahrheit des Christenthums. An dieses selbst (mit diesem Dilemma schließt Strauß hier) tritt jetzt die Wahl heran, ob es mit seiner Wahrheit, indem es sich auf sie zusammenzieht, stehen, oder mit seiner Unwahrheit, wenn es von ihr nicht lassen zu können meint, untergehen will."

Als Strauß die so eben besprochenen Schriften verfaßte, hatte er Heidelberg schon längst wieder verlassen. Er war zunächst im Herbst 1860 für einige Zeit nach Berlin gegangen, um Gräfe's Hülfe gegen ein lästiges Augenleiden, eine Doppelsichtigkeit zu suchen, die auch mittelst einer Operation gehoben wurde, und hatte dann seinen Wohnsitz nach Heilbronn zurückverlegt, um seinen Sohn, während er das dortige Gymnasium besuchte, unter seiner eigenen unmittelbaren Leitung zu haben; das Hauswesen besorgte seine inzwischen herangewachsene Tochter, und es wurde ihm so nach langer Entbehrung in der für ihn erfreulichsten Weise das Behagen einer eigenen Häuslichkeit im Zusammenleben mit seinen beiden Kindern zu Theil, das auch zu lebhafterem Verkehr mit befreundeten Familien Veranlassung gab. Als aber im November 1864 seine Tochter sich an Bergrath (jetzt: Oberbergrath) Heusler in Bonn verheirathete, während der Sohn schon ein Jahr vorher zur Universität abgegangen war, gab er seine Wohnung in Heilbronn auf,

und gieng für den Winter nach Berlin, wo es ihm an älteren und jüngeren Freunden nicht fehlte; zu denen, mit denen er hier am meisten verkehrte, gehörte außer Vatke auch sein schwäbischer Landsmann und alter Zuhörer Berthold Auerbach. Während des Frühjahrs und Sommers hielt er sich abwechselnd in Heidelberg, Baden-Baden und München, mit seiner Tochter in Biebrich und dann in Bonn auf, und nahm schließlich, im Herbst 1865, nach längerem Schwanken, seinen Wohnsitz in Darmstadt, welches sich ihm außer seiner Bibliothek und seinem Theater durch seine Geräuschlosigkeit und durch die Nähe des Waldes empfahl. Er blieb hier die sieben Jahre bis zum Herbst 1872, nur daß er den Winter 1867 bis 1868 im Verkehr mit seinem Freund Jul. Meyer in München verlebte, von Zeit zu Zeit seiner Tochter, und den Enkeln, mit denen sie ihn erfreute, einen etwas längeren Besuch machte, und im Sommer in der Regel, am liebsten in ihrer Gesellschaft, einige Wochen zu seiner Erholung an den Ufern des Bodensees oder sonst einem geeigneten Punkte verweilte. Alleinstehend, wie er jetzt wieder war, lebte er um so zurückgezogener, da der Kreis seiner Bekannten in dem neuen Wohnort anfangs sehr beschränkt war; so daß er selbst wohl nach einem Besuche bei der Tochter bemerkt, er habe sich dem Genusse ihrer kindlichen Zärtlichkeit und ihres festbegründeten häuslichen Glückes so rein hingegeben, daß er längere Zeit brauchen werde, um sich wieder in seiner

Einsamkeit einzugewöhnen. Mit der Zeit bildeten sich aber doch auch am Orte einige nähere persönliche Beziehungen; von besonderer Bedeutung wurde für Strauß die Verbindung, in die er seit 1867 zu Ihrer Königl. Hoheit der Prinzessin Alice von England, der Gemahlin des Prinzen Ludwig von Hessen kam. Durch sie wurde er auch Ihrer Kaiserl. Hoheit, der Kronprinzessin von Preußen und von Deutschland, persönlich bekannt; und die huldvolle Theilnahme, welche ihm die beiden geistvollen hohen Frauen bis zu seinem Ende schenkten, gehörte zu den schönsten und erfreulichsten Erfahrungen seines späteren Lebens und hat noch in sein Krankenzimmer, wie er dankbar rühmte, helle Lichtstreifen geworfen.

Seine wissenschaftlichen und literarischen Beschäftigungen setzte er auch in Darmstadt, wiewohl ihm der Zustand seiner Augen namentlich im Winter hinderlich war, in seiner gewohnten Weise fort. Er hatte dabei von Anfang an eine Arbeit im Auge, welche seine theologischen und philosophischen Ueberzeugungen in abschließender Weise zur Darstellung bringen sollte, ein Glaubensbekenntniß, wie er es auch nannte, und studirte in diesem Gedanken, was ihm von neuerer philosophischer Literatur zweckdienlich schien und noch unbekannt war. Indessen dauerte es längere Zeit, bis derselbe bei ihm eine bestimmte Gestalt gewonnen hatte, und da zunächst auch keine andere größere Aufgabe vorlag, trat in Strauß' schriftstellerischer Thätigkeit eine mehrjährige Pause ein,

welche nur 1866 durch den früher (S. 85) berührten zweiten Theil der Kleinen Schriften unterbrochen wurde; und als er wieder etwas neues in Angriff nahm, war dieß zunächst noch nicht das beabsichtigte Glaubensbekenntniß selbst, sondern eine biographische Darstellung, die aber zu jenem in einem ähnlichen Verhältniß steht, wie früher die Schrift über Reimarus zu der zweiten Bearbeitung des Lebens Jesu. Wie er dieser eine Monographie über einen deutschen Vorgänger aus dem 18. Jahrhundert vorangeschickt hatte, so fand er sich jetzt zu einem eingehenden Studium und einer monographischen Darstellung des Mannes angeregt, welcher gleichzeitig in Frankreich mit glänzenderem Talent und Erfolg, als irgend ein anderer, die Stellung der französischen Aufklärung zum Christenthum ausgesprochen und bestimmt hatte, Voltaire's. War ihm aber der Inhalt dieser Arbeit durch die ganze Richtung seiner damaligen Studien nahe gelegt, so war für die Form derselben ihre specielle persönliche Bestimmung maßgebend. Die sechs Vorträge über Voltaire sind wirkliche Vorträge, welche für die Prinzessin Alice geschrieben und von ihr angehört, und mit Beziehung darauf, als sie gedruckt waren, ihr gewidmet wurden; und dieser ihr Zweck war jedenfalls nicht ohne Einfluß darauf, daß ihr Verfasser, der historischen Gründlichkeit unbeschadet, durch die geistreiche Eleganz und lichte Durchsichtigkeit seiner Darstellung sich selbst übertroffen, und uns in ihnen das vollendetste bio-

graphische Kunstwerk geliefert hat, welches unsere Literatur neben Goethe's Wahrheit und Dichtung besitzt. Als solches sind sie denn auch von der Lesewelt anerkannt worden: die erste Auflage war kaum erschienen (1870), als sofort eine zweite nöthig wurde, und darauf folgte 1872 eine dritte: ein Erfolg, wie ihn einem Werke über den im heutigen Deutschland doch von den wenigsten noch gelesenen französischen Dichter und Aufklärer nur eine so ungemein anziehende Behandlung sichern konnte.

Keines geringeren Beifalls hatte sich eine kleine Arbeit zu erfreuen, zu der Strauß durch den Ausbruch des deutsch-französischen Kriegs veranlaßt wurde. Hatte er sich auch seit den Erfahrungen, die er 1848 gemacht hatte, jedes Versuchs einer eigenen politischen Thätigkeit enthalten, so verfolgte er doch, wie sich bei ihm von selbst versteht, den Gang der öffentlichen Angelegenheiten mit einer Theilnahme, deren Spuren wir auch in seinen Schriften bemerken. So hatte der hübsche Vortrag über Lessing's Nathan (1864) eine politische Veranlassung: Strauß eröffnete mit demselben eine Reihe von Vorträgen, die auf seinen Betrieb im Jahr 1861 in Heilbronn zum Besten der deutschen Flotte gehalten wurden. Als sodann 1863 mit dem Kampf um Schleswig-Holstein die neue Entwicklung der deutschen Geschicke begann, äußerte er sich in den politischen Gesprächen (oben S. 85) über die Lage und Aufgabe Deutschlands; und vermag er auch, wie dieß unter den gegebenen Verhältnissen sehr

begreiflich war, das allgemeine Mißtrauen der liberalen Parthei gegen den Leiter der preußischen Politik nicht zu überwinden, so läßt er sich doch dadurch an der Ueberzeugung von Preußens deutschem Beruf nicht irre machen. Durch das Jahr 1866 wurde jenes Mißtrauen glänzend widerlegt, und Strauß gehörte zu denen, welche die neue Wendung der vaterländischen Dinge mit der ungetheiltesten Freude begrüßten und von der Zukunft die Ergänzung der Mängel, welche dem Werk jenes Jahres noch anhafteten, mit Zuversicht hofften. Als nun der Entscheidungskampf von 1870 diese Hoffnung ihrem Ziele näher zu führen versprach, richtete er, unmittelbar nach den ersten deutschen Siegen (12. Aug. 1870), an Ernst Renan, der sich in einem durch seinen Voltaire veranlaßten Brief an ihn auch über den Krieg geäußert hatte, in der Augsb. Allg. Zeitung ein Sendschreiben, worin er den Versuch machte, mit diesem französischen Gelehrten zugleich das Ausland überhaupt über die neuere politische und nationale Entwicklung unseres Volkes, über die eigentlichen Ursachen des Kriegs und über das Recht Deutschlands in demselben aufzuklären; und als Renan's Antwort und eine gleichzeitige Abhandlung desselben in der Revue des deux mondes bewies, wie wenig selbst einer von den verständigsten und billigdenkendsten unter den Franzosen, noch nach den Tagen von Gravelotte und Sedan, die wirkliche Lage der Dinge zu begreifen und sich über die Vorurtheile, Selbsttäuschungen und Prä-

tensionen seines Volks zu erheben im Stande sei, ließ er seinem ersten Schreiben ein zweites folgen, worin er mit großer Ueberlegenheit den Sachverhalt klar stellte, und für Deutschland die Berechtigung wie die Nothwendigkeit, die ihm im 17. Jahrhundert entrissenen Länder zurückzunehmen, darthat. Die günstige Aufnahme dieser beiden Sendschreiben, die er mit einer Uebersetzung des Renan'schen zusammen unter dem Titel: „Krieg und Friede" in besonderem Abdruck herausgab, trug dazu bei, daß nun auch der Gedanke ausgeführt wurde, seinen Hutten durch eine zweite Bearbeitung volksthümlicher zu machen, deren schon S. 80 gedacht worden ist.

Hätte unser Freund seine schriftstellerische Laufbahn mit diesen Arbeiten beschlossen, so würde man von derselben den Eindruck erhalten, sie habe nach den leidenschaftlichen Kämpfen, die er in jüngeren Jahren durch die Kühnheit seiner theologischen Kritik heraufbeschworen hatte, am Ende in der lebendigen Betheiligung an den politischen und nationalen Interessen seines Volkes ihren versöhnenden Abschluß gefunden. Aber ihm selbst würde an der Vollständigkeit seines eigenen Lebens etwas gefehlt, er würde das Gefühl der Versäumniß einer Aufgabe gehabt haben, die seine Ueberzeugung ihm auferlegte, wenn er nicht alles, was ihm unserer Zeit gegenüber auf dem Herzen lag, frei heraussagte, die Weltanschauung, welche sich aus seinem wissenschaftlichen Standpunkt ergab, als ein Ganzes aus sich herauszugestalten den

Versuch machte. Den Gedanken einer solchen Arbeit hatte er, wie wir gesehen haben, schon lange in sich getragen und Studien für dieselbe gemacht; 1871 gieng er an die Ausführung und im Oktober 1872 erschien „der alte und der neue Glaube. Ein Bekenntniß". Wie er selbst diese Schrift angesehen wissen wolle, und daß es ihm mit dem „Bekenntniß" so ernst sei, als es seinen frommen Gegnern mit dem ihnen so geläufigen Bekennen und Zeugnißablegen nur immer sein konnte, darüber hat er sich in einer Zuschrift, mit der er sein Buch begleitete, so ausgesprochen *): „Ich habe das Bekenntniß abgelegt, sagt

*) Diese Zuschrift, an einen alten Jugendfreund in lateinischer Sprache gerichtet, wurde bald nach Strauß' Tod in der Wiener Neuen Freien Presse (1874, 5. März. Nr. 3421) in einem interessanten und jedem künftigen Biographen von Strauß zu empfehlenden Artikel über die letzten anderthalb Jahre seines Lebens veröffentlicht. Ich lasse sie hier, auch als Probe des vortrefflichen Lateins, welches ihrem Verfasser zu Gebot stand, abdrucken:

„Venit tandem, amice, nec se diutius exspectari patitur libellus meus novus, imo, nisi praesagia animi fallunt auctorem, novissimus. Sentio vires, non tam ingenii quam corporis, labare et serena mente dictum illud repeto:

Vixi, et quem cursum dederat fortuna, peregi.

Quod injunctum mihi a numine erat ut profiterer neque homines celarem, professus sum: sermonem quasi meum a primo jam usque ad ultimum verbum recitavi. Non ultra dices, quando moriar, debitorem me aequalium aut nostratium esse moriturum. Quae habebam, cum eis communicavi: libellus hic quidquid supererat continet. Sed dices forsitan, multa me omisisse, plura quam aequum sit in disputatione mea deside-

er, welches der Gott mir abzulegen gebot: ich habe meine Predigt vom ersten bis zum letzten Wort vorgetragen. Wenn ich jetzt sterbe, kann man nicht mehr sagen, ich bleibe bei meinem Tode meiner Zeit und meinem Volk etwas schuldig. Was ich hatte, habe ich ihnen mitgetheilt: was noch übrig war, das enthält diese Schrift ... Ueber ihr Schicksal mache ich mir nicht die geringste Sorge. Was ich zu thun hatte, das habe ich gethan, so gut ich es konnte: mag nun geschehen, was geschehen kann; ich werde mich bei der Ueberzeugung beruhigen, daß es geschehen mußte." Wer ihn gekannt hat, und ihm namentlich in seinen letzten Lebensjahren nahe gewesen ist, der wird die Aufrichtigkeit dieser Erklärung nicht bezweifeln. Er wollte in dieser Schrift wirklich sein theologisches und philosophisches Testament machen, aus den Arbeiten und Studien seines Lebens für sich selbst und für andere das Resultat ziehen; und damit sich dieses möglichst rein herausstelle, und kein ihrem

rari. Multa, fateor, omisi; sed non negligens, sed sciens ac volens. Res acu tangere, non penitus pertractare volui. Non docere ex cathedra, sed quasi libere conversari cum lectoribus mihi proposui. Se non satis eruditos a me esse si lectorum aliqui fortasse querentur, dolebo; sed si scintillas ex hominum animis undique excussisse hoc libello non dicar, tum demum male me scripsisse concedam. Ceterum de eventu libelli ecce me egregie securum. Quod debebam ut poteram feci: jam fiat quod potest; et sic debuisse fieri mihi persuadendo acquiescam. Tu vero, amicissime, vale et me amare perge."

eigentlichen Zweck fremdes Element die weiteste Wirkung seiner Schrift hindere, damit er nicht (schreibt er mir den 17. Oktober 1872 und ähnlich in der N. Fr. Pr. a. a. O.) „wieder in den Fehler gelehrter Schwerfälligkeit gerathe, an dem sein neues Leben Jesu gescheitert sei", wollte er sie von allem Stofflichen so viel wie möglich entlasten, und „dießmal ganz aus freier Hand, gleichsam ohne Zirkel und Winkelmaß, arbeiten". Dieß hat er denn auch mit solcher Meisterschaft gethan, er hat die Spuren der Mühe, welche seine Arbeit ihm gemacht, des Studiums, welches sie ihn gekostet hatte, so vollständig getilgt und den überreichen Stoff zu einer solchen Durchsichtigkeit geläutert, daß dieses sein letztes Hauptwerk als Kunstwerk betrachtet unter seinen philosophisch-theologischen Arbeiten eine ebenso hervorragende Stellung einnimmt, wie der Voltaire unter den biographischen. Er selbst verbarg sich nun zwar nicht, daß das, was seine Schrift dadurch an Frische und Lebendigkeit gewonnen habe, unvermeidlich mit einem Verlust an Vollständigkeit und Gleichmäßigkeit habe erkauft werden müssen, daß eine so weit ausgedehnte Schlachtlinie nicht zugleich habe tief aufgestellt sein können, daß schwache Punkte haben bleiben müssen, und nur das Wagniß des Ganzen diese Mängel der Theile gut machen könne. Als einen solchen Punkt, der trotz wiederholter Umarbeitung ihn selbst noch immer nicht ganz befriedigte, bezeichnet er brieflich den Anfang des vierten Abschnitts, der Moral. „Hier", schreibt er

unmittelbar nach dem Erscheinen des Werkes, „müßten noch ein paar tüchtige Balken eingezogen werden, und wenn Du mir dazu ein paar Eichen- oder auch nur Tannenstämme vor's Haus führen möchtest, würdest Du meinen großen Dank verdienen. Die Arbeit ist mir noch zu nah, als daß ich selbst schon Rath dafür wüßte". Wenn man sie jedoch deßhalb für das leicht hingeworfene Erzeugniß einer vorübergehenden Stimmung halten wollte, so wäre man entschieden im Irrthum. Er ist vielmehr ganz in seinem Recht, wenn er sich (in seinen hinterlassenen Papieren) hiegegen verwahrt:

„Flüchtig scheint es hingesprochen;
Flüchtig ist es nicht gemacht:
Ausgeführt in so viel Wochen,
Als in Jahren durchgedacht."

Der Inhalt der Schrift, mit der wir uns beschäftigen, ist zu bekannt und in zu frischer Erinnerung, als daß es nöthig wäre, hier genauer auf denselben einzugehen. Von den vier Abschnitten, in die sie zerfällt, stellen die zwei ersten äußerst geschickt, klar und gedrängt den wesentlichen Inhalt der Einwürfe zusammen, welche Strauß schon in seinen früheren Schriften nicht blos den positiv christlichen Dogmen und den ihnen zu Grunde liegenden Geschichtserzählungen, sondern auch dem Glauben an die Persönlichkeit Gottes und die persönliche Fortdauer nach dem Tode entgegengehalten hatte, indem sie dieselben

da und dort durch weitere Bemerkungen verstärken; und sie ziehen hieraus den Schluß: von den zwei Fragen: „sind wir noch Christen?“ und „haben wir noch Religion?“ sei die erste einfach zu verneinen, die zweite dagegen zwar im allgemeinen zu bejahen, aber doch nur sofern der Name der Religion dem Gefühl einer unbedingten Abhängigkeit, und dem, was aus ihm entspringe, der Ergebung in den Weltlauf, der innern Freiheit und Freudigkeit des Geistes, auch dann nicht verweigert werde, wenn jenes Gefühl sich, wie bei Schleiermacher, statt eines persönlichen Gottes auf die Größe, die Vollkommenheit, die Gesetzmäßigkeit und Vernünftigkeit des Weltganzen beziehe. Das positive zu dieser Kritik der bisherigen religiösen Anschauungen bringen die zwei folgenden Abschnitte, indem sie die Grundzüge der Welt- und Lebensansicht entwickeln, welche sich nach der Ansicht des Verfassers auf dem Standpunkt der heutigen Wissenschaft ergiebt. Sein leitender Gesichtspunkt ist die Zurückführung der Welt auf ihre natürlichen Ursachen, des menschlichen Handelns auf seine natürlichen Beweggründe. Für die erste von diesen Aufgaben benützt Strauß vorzugsweise zwei neuere naturwissenschaftliche Theorien: die, welche Kant und Laplace über die Entstehung des Sonnensystems, und die, welche Darwin über die Entstehung der organischen Wesen und ihrer verschiedenen Arten aufstellte; so ausdrücklich er auch in Betreff der letzteren einräumt, sie sei noch höchst unvollständig, lasse

unendlich vieles unerklärt, und darunter auch Haupt- und Kardinalpunkte; sie deute mehr auf künftig mögliche Lösungen hin, als daß sie diese selbst schon gebe. Das Bedenken aber, daß er auf diesem Wege dem Materialismus anheimfalle, schreckt ihn um so weniger ab, da er seinerseits glaubt, Materialismus und Idealismus seien nur die sich ergänzenden Momente der richtigen Weltanschauung, und beide haben am Dualismus ihren gemeinschaftlichen Gegner; ähnlich wie er (S. 218. 143) zwischen den verwandten Gegensatz der mechanischen und teleologischen Naturerklärung einerseits mit dem Darwin'schen Gedanken: auch die blinde Naturkraft könne zweckmäßiges hervorbringen, andererseits mit dem Satz in die Mitte tritt: wenn die Welt auch nicht das Werk einer absolut vernünftigen und guten Persönlichkeit sei, so sei sie doch die Werkstätte des Vernünftigen und Guten. Die Betrachtung des menschlichen Lebens geht von der Ueberzeugung aus, alles sittliche Handeln sei ein Sichbestimmen des Einzelnen nach der Idee der Gattung; es bestehe darin, daß man diese theils in sich selbst verwirkliche, theils in andern anerkenne; und hieran knüpft sich eine Besprechung der wichtigsten moralischen, socialen und politischen Fragen, der auch Gegner das Lob eines gesunden sittlichen Urtheils, eines edeln und reinen Sinnes kaum verweigern werden. Zwei „Zugaben" über unsere großen Dichter und Musiker machen einen Streifzug in das ästhetische Gebiet, auf welchem kein empfäng-

licher Leser den Verfasser ohne reichen Genuß und mannigfaltige Anregung begleiten wird.

Ein solches Werk konnte nicht anders als das größte Aufsehen erregen. Der Name seines Verfassers, der Umfang und die Wichtigkeit der Fragen, mit denen es sich beschäftigt, die Fülle der Gedanken, die Schärfe der Kritik, die gewandte, glänzende, geistvolle Darstellung mußten weithin eine Anziehung ausüben, die aber doch bei den meisten durch den abstoßenden Eindruck einer Weltanschauung überwogen wurde, die sie nur für trostlos und verwerflich zu halten wußten. Und es waren nicht blos die entschiedenen und grundsätzlichen Gegner einer freien theologischen Kritik, die von Strauß' letztem Werke diesen Eindruck erhielten; sondern auch bei denen, auf deren Billigkeit und Unbefangenheit er zu rechnen einigen Grund gehabt hatte, auch bei den Männern des theologischen und politischen Liberalismus fand es in der Regel wenig Beifall. So bereitwillig man sich die Kritik der positiven Dogmen gefallen ließ, so wenig konnte man ihm doch die schneidende Verneinung der Frage: „sind wir noch Christen?" die lebhaften und rücksichtslosen Angriffe auf Ueberzeugungen verzeihen, auf welche die Aufklärung und der Rationalismus nur um so schwerer verzichten konnten, nachdem sie von dem ursprünglichen Dogmenvorrath schon so viele und gewichtige Stücke über Bord geworfen hatten. Aber auch von den bisherigen entschiedeneren Freunden hatten manche bei dem neuen Wagniß ihre eingreifenden

Bedenken. War diese Kritik des „alten Glaubens" mit ihrem negativen Ergebniß in allen Theilen berechtigt? Und gesetzt sie sei es: ist das Christenthum seinem tiefsten Wesen und seiner Wirkung nach an die christliche Dogmatik, die Religion an bestimmte Glaubenssätze unwiderruflich gebunden? Müssen wir den Gottesbegriff als solchen aufgeben, wenn wir uns von der Unzulänglichkeit der Vorstellungen überzeugen, die wir uns nach der Analogie der menschlichen Persönlichkeit über Gott gebildet haben? Setzt die Einheit der Welt nicht immer noch eine einheitliche Welturſache voraus, und kann uns als solche die blindwirkende Kraft des Stoffes genügen, wenn wir doch, wie Strauß selbst sagt, „was in der Wirkung liegt, auch in die Ursache legen müssen", und wenn in der Wirkung, wie er gleichfalls annimmt, eine unendliche Fülle von geistigem Leben von Ewigkeit her lag und in Ewigkeit liegen wird? Und verhält es sich nicht ähnlich auch in der engeren Sphäre des menschlichen Bewußtseins? Ist die Frage: ob Materialismus oder Spiritualismus? so unerheblich, daß wir uns ihrer Entscheidung entschlagen dürften? Zeigt sich andererseits irgend eine Aussicht, die Bewußtseinserscheinungen aus dem körperlichen Organismus als solchem zu erklären, oder läßt sich vielleicht umgekehrt die Unmöglichkeit dieser Erklärung darthun? Diese und ähnliche Fragen mochten wohl manchen, der eine weite Strecke mit Strauß gegangen war, abhalten, ihm auf der letzten gleichen Schrittes

zu folgen. Aber die allerwenigsten kamen ohne Zweifel dazu, sich dieselben in dieser Weise zu stellen, weil sie auch ohne ihre genauere Untersuchung von der Unzuläßigkeit seines Standpunkts überzeugt waren. Die Aufnahme, die seine Schrift fand, bot daher ein eigenthümliches Schauspiel dar. Einerseits erregte sie das allgemeinste Interesse: in sechs Monaten sechs starke Auflagen, zu denen jetzt noch eine siebente hinzugekommen ist; das ist ein Erfolg, wie ihn wohl kein zweites theologisches oder philosophisches Werk in Deutschland aufzuweisen hat. Andererseits lauteten aber die öffentlichen Besprechungen der Schrift fast ohne Ausnahme mißbilligend; und wenn das Entsetzen der orthodoxen Gegner durch die Befriedigung darüber gemildert wurde, daß der gefürchtete Kritiker sich nun vollständig in seiner ganzen Verwerflichkeit entlarvt habe, so drängten sich die Repräsentanten des durchschnittlichen theologischen Liberalismus fast noch eifriger, als jene, herbei, um sich von der compromittirenden Gemeinschaft mit einem Manne loszusagen, dessen Standpunkt allerdings über den ihrigen so weit hinausgieng, daß er sich auf ihre Zustimmung von vorneherein keine Rechnung machen konnte. Und wie es zu gehen pflegt, geschah dieß nicht immer mit dem Takt und der Rücksicht, auf die ein Strauß Anspruch machen konnte. Leute, die an Geist, Wissen und Leistungen noch tiefer unter ihm standen, als an Jahren, meinten ihm wie einem Knaben das Concept zurechtrücken zu dürfen; was sein „Bekennt-

niß" als solches für ihn selbst zu bedeuten hatte, was es schon durch die Fragen, die es anregte, die Aufgaben, die es stellte, der Wissenschaft unserer Zeit leisten konnte, wurde nicht beachtet. Von denjenigen aber, die zu einer gerechten Würdigung desselben die geeignetsten waren, wollten oder konnten zunächst nur wenige das Wort ergreifen; und wer gründlich zu Werke gehen wollte, der mußte sich sagen, daß hier trotz der freien und scheinbar leichten Behandlung der Niederschlag einer langen Gedankenarbeit vorliege, die sich nicht mit einigen schnell fertigen Journalartikeln abthun lasse, deren Kritik vielmehr, um erschöpfend zu sein, nichts geringeres, als eine neue Metaphysik, erfordern würde. So geschah es, daß Strauß' letztes Werk, wie ehedem sein erstes, sofern man nur die öffentlichen Meinungsäußerungen in's Auge faßte, ebenso eifrig bestritten als gelesen wurde, und daß er in diesem Streit jetzt im Alter vorerst ebenso allein stand, als seiner Zeit beim Beginn seiner Laufbahn.

Dieß hatte er nun doch nicht erwartet. Ihm war es bei seiner Schrift in erster Reihe und alles Ernstes um den Ausdruck *seiner* Ueberzeugung zu thun gewesen: seine Beurtheiler wußten in derselben fast ohne Ausnahme nur einen strafbaren Angriff auf die ihrige zu finden. Es durfte ihn dieß vielleicht, alles kühl erwogen, nicht allzusehr überraschen. Aber eine derartige Erwägung war gerade im ersten Augenblick am wenigsten von

ihm zu erwarten. So viele Kämpfe er in seinem Leben mit der größten Unerschrockenheit herausgefordert, mit dem höchsten wissenschaftlichen Muthe bestanden hat, so ist er doch, zartbesaitet und reizbar, wie er von Natur war, nie so wetterhart geworden, daß er nicht der Aufnahme seiner Arbeiten mit Spannung entgegengesehen hätte, durch die Angriffe, die sie ihm zuzogen, nicht lebhaft erregt worden wäre. Er war tief gekränkt, und brauchte einige Zeit, bis er seine ruhige Fassung wieder gewonnen hatte. Aber, wie er einem Freund schreibt*), die schlimme Zeit war für ihn allemal nur die, wenn er den Ruf hörte: Philister über dir, Simson! und ihm die Haare noch nicht wieder gewachsen waren. Das letztere geschah im vorliegenden Fall schnell genug. Schon zur zweiten Auflage seiner Schrift ermuntert er sich mit den streitbaren Worten:

Auf, alter Krieger, laß das Bangen
Und gürte deine Lenden!
Im Sturme hast du angefangen
Im Sturme sollst du enden;

und am letzten Tage des Jahrs 1872 beendigte er ein „Nachwort", welches zugleich der vierten und den folgenden Auflagen seiner Schrift als Vorwort dienen sollte; eine Vertheidigungsschrift, die durch ihre würdige, maßvolle Haltung, durch die edle Bescheidenheit, mit welcher

---

*) N. Fr. Pr. a. a. O.

der gefeierte Schriftsteller von sich und seinen Leistungen redet, durch den ruhigen und gebildeten Ton, in dem er verletzende Vorwürfe beantwortet, auf viele, die ihm wegen seines „Bekenntnisses" gram waren, einen versöhnenden und mildernden Eindruck gemacht haben wird. Was er in seiner Schrift gethan habe, sagt er, das bestehe nur darin, daß er Gedanken zusammenbrachte, die vereinzelt längst anerkannt seien. Er habe in ihr den Gleichgesinnten zum Bewußtsein bringen wollen, was wir haben und was wir noch nicht haben. Indem er ihnen unsern dermaligen Besitzstand an Einsichten und Ansichten, Antrieben und Beruhigungen vorlegte, habe er sie zugleich auf die Punkte aufmerksam machen wollen, wo es noch fehle. Kein Streit mit Andersdenkenden, nur Verständigung mit Gleichdenkenden sei seine Absicht gewesen. Für solche habe er das Recht, ohne Anbequemung an andere Standpunkte, keiner Kirche mehr angehörig, ihrer Ueberzeugung zu leben, durch sein Bekenntniß in Anspruch nehmen wollen, von dem er trotz aller Schmähungen überzeugt bleibe, damit ein gutes Werk gethan und sich den Dank einer minder befangenen Zukunft verdient zu haben. „Die Zeit der Verständigung, schließt er, wird kommen, wie sie für das Leben Jesu gekommen ist; nur daß ich sie dießmal nicht mehr erleben werde."

Die Ahnung, welche sich in den letzten Worten ausspricht, sollte nur zu bald in Erfüllung gehen. Strauß hatte im Oktober 1872 Darmstadt verlassen, um in seine

schwäbische Heimath zurückzukehren. Er hatte erst an Stuttgart gedacht, wo sein Sohn bald nach seiner glücklichen Zurückkunft aus dem Kriege eine Anstellung als Militärarzt erhalten hatte; schließlich aber doch dem Geräusche der Hauptstadt, welches sich seit dreißig Jahren nicht wenig vermehrt hatte, seine Ludwigsburger Alleen vorgezogen. Hier richtete er sich in einer kleinen Wohnung nicht weit vom Bahnhof ein. Aber bald nach dem Anfang des Jahrs 1873 zeigten sich die Vorboten einer Krankheit, die sich mit dem Beginn des Frühlings in bestimmteren Symptomen ankündigte. Es schien erst ein Unterleibsleiden, für das man von Karlsbad Abhülfe hoffte; aber als er Ende Mai's von da zurückkam, hatte sich nichts gebessert, die Beschwerden nahmen vielmehr immer zu. Anhaltende Rücken- und Gliederschmerzen erschwerten dem Kranken Gehen, Sitzen und Liegen und raubten den Schlaf. Eine rasche besorgnißerregende Abnahme der Kräfte trat ein. Während Strauß bis dahin jünger ausgesehen hatte, als er war, der Kopf von den braunen, nachgerade stark in's Graue spielenden Haaren dicht bedeckt, das Gesicht schmal, wie immer, aber von gesunder und blühender Farbe, die Bewegungen rasch und kräftig, nur durch seine Kurzsichtigkeit gehemmt, wurde er jetzt schnell zum alten Mann. Im September 1872 hatte ich ihn zum letztenmal gesehen; als ich ihn eilf Monate später in seiner Krankheit besuchte, erschrack ich über den sichtbaren Spuren des tiefen Kräfteverfalls,

und konnte nicht länger darüber im Zweifel sein, daß er seinen Zustand richtig beurtheilte, wenn er früher schon brieflich und jetzt auch mündlich die Ueberzeugung aussprach, sein Leben sei nur noch nach Monaten zu berechnen. Sein Sohn behandelte ihn von Stuttgart aus unter dem Beirath eines ausgezeichneten älteren Arztes, der ein Universitätsfreund von Strauß war und wenige Wochen nach ihm gestorben ist, des Obermedicinalraths Elsäßer. Der Pflege des Kranken unterzog sich eine alte, wegen ihrer Anhänglichkeit und Zuverläßigkeit von ihm sehr geschätzte Dienerin und Freundin seines elterlichen Hauses, Caroline Gerber, mit Hingebung und Sorgfalt. Doch keine ärztliche Kunst und keine Wartung vermochte dem Fortschritt des Uebels Einhalt zu thun, das sich durch eine Geschwulst in den Gedärmen als ein krebsartiges Leiden anzukündigen schien, dessen eigentliche Natur aber auch nach seinem Tode nicht vollständig aufgeklärt werden konnte. Die Beschwerden und Schmerzen nahmen zu, die Kräfte sanken immer tiefer, und wenn einmal eine Pause im Fortschritt der Krankheit einzutreten schien, wurde doch jede Hoffnung, die sich etwa daran knüpfte, getäuscht. Aber gerade unter diesen Leiden feierte die geistige Größe und die sittliche Kraft des Leidenden ihren schönsten Sieg. Er war sich seiner Lage mit voller Klarheit bewußt. Er hielt auch unerschütterlich fest an den Ueberzeugungen, die er in seiner letzten Schrift offen bekannt hatte, und bereute

keinen Augenblick, sie geschrieben zu haben. Aber mit diesen Ueberzeugungen gieng er dem Tod mit einer solchen Ruhe, mit einer so unbewölkten Heiterkeit des Geistes entgegen, daß es unmöglich war, sein Krankenzimmer anders als mit jenem Eindruck einer sittlichen Weihe zu verlassen, den wir von der Seelengröße und der Herrschaft des Geistes über den Stoff um so sicherer erhalten, je stärker die Hindernisse sind, in deren Ueberwindung sie sich bethätigt. Nachdem er erkannt hatte, daß sein Leben dem Ende zugehe, war seine einzige Sorge darauf gerichtet, auch beim Schluß desselben sich treu zu bleiben, unter den körperlichen Schmerzen und Beschwerden, so weit die Umstände es zuließen, sich die Freiheit des Geistes und die geistige Thätigkeit zu bewahren, seinem Leiden, indem er es in seinem Zusammenhang mit der allgemeinen Ordnung der Dinge betrachtete, seinen Stachel zu benehmen. Mit dem Leben hatte er abgeschlossen, alle Kämpfe und Widerwärtigkeiten, die es ihm gebracht hatte, hinter sich geworfen; und um in dieser Stimmung nicht gestört zu werden, las er seit dem entschiedenen Ausbruch seiner Krankheit schlechterdings nichts mehr, was über sein letztes Werk geschrieben wurde. Die Bekehrungsbriefe ohnedem, mit denen der Unverstand und die Zudringlichkeit ihn behelligten, legte er ungelesen bei Seite. Er blickte auf sein eigenes Leben mit derselben Objectivität zurück, mit der er ehedem als Biograph das seiner Helden betrachtet hatte, suchte sich ebenso,

wie dort, deutlich zu machen, warum es sich, unter den gegebenen Bedingungen, so und nicht anders gestaltet hatte. Was ihm in seinem Zustand von Theilnahme am Leben noch möglich war, dem entzog er sich nicht: er benützte jede leidliche Stunde zur Lectüre oder zur Correspondenz, begleitete fortwährend die Erlebnisse und die Arbeiten seiner Freunde mit seinem regen Interesse, lohnte jeden Dienst, den man ihm leisten konnte, mit freundlichem Danke; pries sein Geschick, daß es ihm den Sohn zum Arzt gegeben hatte, dem er in der langen Leidenszeit sein eigenstes Wesen aufschließen, und ihr beiderseitiges Verhältniß zur inneren Vollendung bringen konnte; erfreute sich nach dem letzten Besuch seiner Tochter der Zwillingsenkel, mit denen sie ihn beschenkte, und richtete an die Kleinen, die er nicht mehr sehen sollte, die aber (schrieb er mir am Jahresschluß in seinem letzten Briefe) wie zwei Genien ihn umschwebten und sein Krankenzimmer erhellten, niedliche kleine Gedichte; wie denn überhaupt die Dichtkunst, der er sein Leben lang im Stillen geopfert hatte, auch dem Hinsterbenden ihre Gaben nicht versagte. Es ist mir gestattet, einige von diesen Gedichten hier mitzutheilen, welche besser, als jede Schilderung eines Dritten es vermag, seine Stimmung zur Anschauung bringen werden. Und so mögen denn hier zunächst die Worte an seinen Sohn stehen:

Stets im düstern Krankenzimmer
Giengst Du auf als Morgenstern;
Bleib' auch jetzt mit Deinem Schimmer
Mir nicht allzulange fern.

Wie zum Jüngling Du vom Knaben,
Von dem Jüngling wardst zum Mann,
Möcht' ich bald vollendet haben,
Was so schön für uns begann.

Ob die Kräfte mir zerronnen,
Ob das Leben selbst entfloh'n:
Hab' ich doch indeß gewonnen
Einen Freund mir in dem Sohn.

Nur kein Zagen, nur kein Zittern!
Selbst in Nächten ist's noch hell,
Und zur Seite jedem bittern
Sprudelt auch ein süßer Quell.

Nächstdem von den kleinen Gedichten, zu denen die Geburt der beiden Enkel ihn veranlaßte, die folgenden zwei:

1. Meiner lieben Tochter Georgine.

Selt'ne Post klingt mir entgegen
Aus dem fernen lieben Ort:
Gott erbarm' sich, welcher Segen
In der engen Wiege dort!
Schnell in Ernst verwandelt haben
Höh're Mächte unsern Scherz,

Und Du drückst statt Eines Knaben
Zwei an's frohe Mutterherz.

Ja an's frohe! Keine Sorgen,
Gute Tochter, Dir gemacht!
Seinen Rath bringt jeder Morgen,
Ihren Traum hat jede Nacht.
Wie das Kleeblatt Deiner Kinder
Treu bis heute Du gehegt,
Wird das Zweiblatt auch nicht minder
Froh von Dir herangepflegt.

Und wie groß, wie herrlich zeiget
Sie auch hier sich, die Natur!
Weil der Stamm sich dorrend neiget,
Schmückt den Zweig sie reicher nur.
Neu auf seinem letzten Pfühle
Fühlt der Alte sich erfrischt,
Da sich in die Todesschwüle
Jungen Lebens Ahnung mischt.

2. Wunsch.

Ueber den Neckar,
Ueber den Rhein,
Möcht' ich noch einmal
Wanderer sein.

Möchte die sieben
Berge noch seh'n,
Die die gesunden
Lüfte durchweh'n.

Eifrig der Stadt zu
Pilgert' ich dann,
Die mir den liebsten
Schatz abgewann.

Suchte die Straße,
Fände das Haus:
Mutter und Kinder
Schauen heraus.

Und in der Kammer,
Wohlig und nett,
Liegt noch ein Zwillings-
Pärchen im Bett.

Hütet die Aeugchen
Hübsch vor dem Licht;
Nur euren Alten
Fürchtet mir nicht.

Ruhig schlaft weiter
Nach Kinderbrauch;
Bald schläft der alte
Großvater auch.

Zu Weihnachten 1873 sandte er seiner Tochter die Zeilen voll tiefer Empfindung:

Bei flimmernden Lichtern,
Bei frohen Gesichtern,
Sei selber auch froh.
Des Vaters zu denken
Soll nimmer Dich kränken,
Wenn jetzt auch Gesundheit und Kraft ihm entfloh.

In alle dem Leide
Verließ ihn die Freude,
Die dankbare, nicht,
An Dir und den Kindern,
Den großen, den mindern;
Es dunkelt sein Abend; Ihr spendet ihm Licht.

Auch Du ohne Klage,
Gedenke der Tage,
Die froh wir verlebt.
Wer Gutes empfangen,
Der darf nicht verlangen,
Daß nun sich der Traum in's Unendliche webt.

Bescheid'nes Vermächtniß
Zwar ist mein Gedächtniß;
Doch lass' ich es hier;
Wir bleiben verbunden;
In einsamen Stunden
Gedenkst Du des Vaters, erscheint er vor Dir.

Das letzte, was Strauß in gebundener Rede schrieb, sind ein paar rührende Verse, die er bald nach den eben angeführten an seine Tochter, den 29. Dezember, an eine von ihm besonders hoch geschätzte Frau, die Tochter eines seiner nächsten und ältesten Freunde, richtete. Er vergleicht hier sein dahinschwindendes Leben einem verglimmenden Licht und einem verschwimmenden Ton und schließt mit den Worten:

Möge schwach wie immer,
Aber hell und rein
Dieser letzte Schimmer,
Dieser Ton nur sein —

und damit hat er seine innerste Gesinnung ausgesprochen. Er machte nicht den Anspruch an die Natur, daß sie ihm etwas von dem erspare, was ihr Lauf und ihre Gesetze mit sich brachten; um so mehr aber machte er den Anspruch an sich selbst, daß er sich in diese Gesetze zu fügen, auch das Leiden zum Stoff einer sittlichen und geistigen Thätigkeit zu machen, und noch in dem Schmerzlichen das Wohlthätige zu finden wisse. Und dankbar bezeugte er in Briefen und Gedichten, daß ihm dieß nicht mißlungen sei, daß meist helle und selbst heitere Geister bei ihm aus- und eingehen, daß auch seine jetzigen Erfahrungen nichts gebracht haben, was ihn in seinem frommen Optimismus irre machen könnte. Zu dem, was ihn erquickte und erhob, gehörte vor allem auch der Gang der öffentlichen Angelegenheiten. Hatte er sich als treuer Sohn unseres Volks für den Kampf mit dem gallischen Erbfeind begeistert und als Schriftsteller daran betheiligt, so war selbstverständlich dem Kampf mit den Feinden unserer geistigen Freiheit und Selbständigkeit seine freudigste Zustimmung nicht minder gesichert, und er begrüßte die neueste Entwicklung der Dinge auf diesem Gebiete und die Schriften, die in ihrem Sinn auftraten, mit seinem ungetheilten Beifall. Das letzte, was er geschrie-

ben hat, die Nachschrift zu einem Briefe vom 4. Februar d. J., lautet: „Glückauf für morgen, zur Reichstagseröffnung. Das sind Hauptsachen, wogegen unsere kleinen Schmerzen verschwinden.“ In diesem großen Sinne behandelte, und durch diese Behandlung erleichterte er sich sein Leiden; und wenn Freunde, die ihn besuchten, mit Empfindungen von ihm schieden, wie sie uns Plato am Schluß seines Phädo geschildert hat, so war dieß nicht ohne Grund: bei aller Verschiedenheit der Lage und der Persönlichkeiten sah man einen Philosophen unseres Jahrhunderts in ähnlicher Fassung und Gesinnung, mit derselben Klarheit und Geistesfreiheit den letzten Weg wandeln, wie dort den alten. Er selbst las noch in seinen letzten Tagen den Phädo in der Ursprache.

Seine Krankheit hatte sich langsam aber unaufhaltsam fortschreitend verschlimmert. Am 4. Januar war von einem bewährten Chirurgen, Hofrath Simon aus Heidelberg, eine von seinem Sohn längst beantragte, aber von dem Kranken selbst immer wieder verschobene Operation, eine Probepunction der früher erwähnten Geschwulst, die sich nun als eine Blutcyste ergab, vorgenommen worden. Die Operation selbst war ohne große Schmerzen und ohne Anwendung von Chloroform glücklich gelungen; aber sie konnte den Fortschritt des Uebels nicht hemmen. Es stellte sich Fieber ein, und die zunehmende Schwäche machte es Strauß unmöglich, Besuche anzunehmen; außer seinem Sohn und seiner Wärterin war es nur noch ein

als Pensionär in Stuttgart lebender alter Freund, in dessen Haus und Gesellschaft er ehedem manche frohe und gemüthliche Stunde zugebracht hatte, Pfarrer Rapp, der ihm den Verkehr mit den Menschen vermittelte, wiewohl er sich noch fortwährend geistig beschäftigte und selbst noch Briefe schreiben konnte. Doch verbrachte er noch am 27. Januar seinen letzten Geburtstag in Gesellschaft seines Sohns und seines Schwiegersohns leidlich und selbst heiter. Am 7. Februar gegen Abend trat eine plötzliche Verschlimmerung seines Zustandes ein, und in der darauffolgenden Nacht sah sich seine Pflegerin, die gegen seinen Willen im Nebenzimmer wachte, veranlaßt, den Sohn telegraphisch herbeizurufen. Er kam Morgens um vier Uhr, und fand seinen Vater bereits nicht mehr bei Bewußtsein. Um sechs Uhr verfiel der Kranke in einen leichten Schlummer; gegen Mittag athmete er ruhig in den Armen seines Sohnes aus, und ruhig wie ein Schlafender lag er im Tode da.

Ueber sein Begräbniß hatte Strauß selbst noch Bestimmungen getroffen. Er wollte ganz einfach und prunklos, in tannenem Sarge, beerdigt sein; von jeder Betheiligung der Kirche an der Feier sollte abgesehen, aber am Tage derselben dem Ortsvorstand eine Summe für die Armen übergeben werden. So wurde er denn am 10. Februar ohne Glockengeläute und Begleitung eines Geistlichen, aber in würdigster Weise und unter lebhafter Theilnahme näher und ferner Stehender bestattet. Außer seinem Sohn und

seinen Bonner Kindern waren zahlreiche Freunde, besonders aus Stuttgart, herbeigeeilt, um ihm den letzten Liebesdienst zu erweisen; auch viele Offiziere der Garnison nahmen an dem Begräbniß theil, und die Stuttgarter Polytechniker sandten eine Deputation. Der Sarg war bedeckt von frischem Lorbeer, der von allen Seiten gespendet war, fast unabsehbar war der Zug derer, die ihm folgten. Drei Stuttgarter Freunde sprachen an seinem Grabe in kurzen, warmen Worten der Erinnerung und des Abschieds: Director v. Binder, der ihm seit seinem Eintritt in Blaubeuren, seit mehr als fünfzig Jahren, in ungetrübter Freundschaft verbunden war, Professor Reuschle, gleichfalls einer seiner älteren und näheren Freunde, und ein Verwandter des Verstorbenen, Dr. Ruoff.

In Deutschland und über Deutschlands Grenzen hinaus rief die Nachricht von Strauß' Tode, wie früher die von seiner Erkrankung, bei allen, die für geistige Größe ein Auge hatten, mochten sie nun seine Ansichten gut heißen oder nicht, eine Bewegung schmerzlicher Theilnahme hervor. Nur ein vorübergehender Mißklang in dieser Stimmung war es, wenn Angehörige der Stuttgarter Pietistenparthei es sich nicht versagen konnten, auf dem frischen Grabhügel des Todten eine Scene häßlicher Ketzerrichterei aufzuführen, indem sie gegen seinen Freund Binder wegen der Worte, die er an Strauß' Grabe gesprochen hatte, ohne auch nur ihren Inhalt genauer zu

kennen, eine Agitation in's Werk setzten und in öffentlichen Blättern Anklagen erhoben, deren Ungrund schließlich wahrheitsliebende Mitglieder der Parthei selbst zu bezeugen sich verpflichtet fühlten. Durch den gesunden Theil unseres Volkes gieng in den weitesten Kreisen das Gefühl, dem auch die Presse mit großer Uebereinstimmung Worte lieh, in Strauß sei nicht blos einer von seinen geistvollsten und anmuthigsten Schriftstellern und von seinen schärfsten Denkern, sondern auch ein wissenschaftlicher Charakter ersten Ranges, unermüdlich im Suchen der Wahrheit und furchtlos im Aussprechen seiner Ueberzeugung, geschieden. Was er aber außerdem allen denen, welche ihm näher standen, in allen menschlichen Lebensbeziehungen gewesen ist, wie vieles sie an ihm verloren, und wie viel mehr sie sich zu unverlierbarem Besitze gerettet haben, davon wird auch solchen, denen dieses Glück nicht zu Theil wurde, selbst ein so unvollkommener Abriß seines Lebens, wie er hier allein möglich war, wenigstens eine annähernde Vorstellung geben können.

Bonn, Druck von Carl Georgi.